Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 42 (1948)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rezensionen — Comptes rendus

Alfred Haeberle : Die mittelalterliche Blütezeit des Cistercienserklosters St. Urban. 1250-1375. — Kommissionsverlag Eugen Haag. Luzern 1946.

Die Arbeit verrät eingehende Kenntnis und gründliche Auswertung des Schrifttums und der Quellen, die irgendwie zur Vervollständigung der Darstellung dienen können. Dabei gibt der Verfasser ruhig an, was er offen ließ (S. 15) oder was es zu ergänzen gäbe (S. 16). Gut brauchbar ist die zwischen S. 16 und S. 17 eingeschobene Karte, die einen leichten Überblick gibt über « Das Gebiet der Grundherrschaft des Klosters St. Urban ». Der Aufbau der Abschnitte und Kapitel und deren jeweilige Überleitung sind übersichtlich und klar. Die Darstellungsform könnte da und dort etwas leichter sein. Die mancherlei Vermutungen, die H. mit Recht in den Text einflicht, hätte ich lieber in den Anmerkungen gesehen. Denn dadurch kann die Darstellung an Straffheit gewinnen.

Die Geschichte des Gesamtordens ist H. wohl vertraut, und er versteht es, beachtenswerte Einzelheiten aus der Geschichte St. Urbans treffend herauszuheben. Mit Recht bemerkt er : « Im 13. und 14. Jahrhundert war so manches nicht nur im Gesamtorden, sondern noch vielmehr in den einzelnen Klöstern in Entwicklung oder Veränderung begriffen, daß man sich für die Darstellung immer noch besser auf die Quellen des zu beschreibenden Klosters stützt » (S. 29). Und da erfahren wir manch Seltsames, wie z. B. daß mit Erlaubnis der Konstanzer Kurie das Kloster St. Urban von 1370-1372 *Mönche* als *Pfarrseelsorger* nach Langenthal schicken konnte (S. 35). Oder daß im Jahre 1297 ein Mönch gegen seinen Abt so gewalttätig vorging, daß er ihn verwundete. Aber dazu brauchte der Abt nicht « auf eine Feste gebracht » zu werden (S. 85). Solcherlei konnte nicht nur geschehen, wo eine « teilweise Erlahmung der Klosterdisziplin » eingetreten war, sondern kam tatsächlich auch zur Blütezeit des Ordens vor. H. vermerkt auch richtig die Nichtbeachtung der Ordenssatzungen in Wirtschaftsfragen, z. B. in der Annahme der Kirchensätze und Mühlen, die nicht zum Eigenbedarf dienten (S. 84) und vor allem auch die Verstöße gegen die klösterliche Armut (S. 85). Aus diesen Tatsachen ist aber auch ersichtlich, daß der Titel der Arbeit « Die mittelalterliche Blütezeit ... » weit genommen werden muß.

Trotz der Spärlichkeit der Quellen hat sich H. bemüht, auch ein Bild zu zeichnen vom inneren Leben des Klosters. Er vergißt auch nicht, den Einfluß des Mutterklosters Lützel auf das Tochterkloster St. Urban (S. 95 ff.). Recht gut gesehen ist sodann das Verhältnis von St. Urban zu Rathausen und Ebersecken (S. 105 ff.). All die Feststellungen sind um so wertvoller, weil sie nicht auf Verallgemeinerungen ausgehen, sondern auf

die Verhältnisse von St. Urban Bedacht nehmen und dabei sorgfältig abgewogen werden in ihrer Beziehung auf die Gesamtgeschichte des Ordens.

Um ein Mißverständnis zu vermeiden, hätte ich den vierten Satz in der Einleitung (S. 13) so geformt : « Die unheilvollen Zeitläufe des achten und neunten Jahrhunderts ließen in *vielen* Benediktinerklöstern *vor allem Westfrankens und Aquitaniens* die ursprüngliche Beobachtung der *Klosterregel des hl. Benedikt* in Vergessenheit geraten. »

Nicht recht einleuchten will mir in der Anm. 1 auf S. 80 : « Unter den in FRB 5, 593 genannten Pfründern haben wir wahrscheinlich Mönche zu verstehen, die durch Stiftungen errichtete Pfründen innehatten. » Dies kann zutreffen z. B. für den *hebdomadarius* einer Stiftungsmesse. Da ist dann der Ausdruck *prebenda* (ebenda Anm. 2) etwa als *pitantia*, als *Zugabe*, aufzufassen (vgl. Cistercienser Chronik 23 [1911] 281 und Dictionnaire d'Arch. Chrét. et de Liturgie XIV [1940] 1701). Hier heißt es : « Dans les communautés monastiques et canoniales, le mot *praebenda* a servi à désigner la portion d'aliments servie quotidiennement au réfectoire ... De plus en plus ... la *prebenda* ... s'entend d'une distribution de vivres. »

Von der Gründlichkeit der Arbeit zeugen die peinlich genauen Belege. Ja, die Anmerkungen bieten geradezu eine Fülle von Stoff, aus denen uns H. noch manch nette Sonderarbeit vorlegen könnte.

Einen besonderen Wert hat das genau angelegte Verzeichnis der Äbte, Konventualen und Laienbrüder für die Zeit von 1194-1375 wie auch die Zusammenstellung des Güterbesitzes vor dem Jahre 1376. Guten Dienst leistet das ausführliche Orts- und Personenverzeichnis.

Eine solche Klostergeschichte, die versucht, die geschichtliche Entwicklung vom wirtschaftlichen, rechtlichen, geistigen und geistlichen Standpunkt aus zu sehen, hat ihren Reiz und ihren Wert. Eine derartig gediegene Arbeit ist immer ein wertvoller Beitrag zur Gesamtgeschichte des betreffenden Ordens, dem das Kloster angehörte, und des Landes, mit dessen Geschicken es verbunden war.

Deshalb wissen Heimat- und Ordenshistoriker dem Verfasser für sein eifriges und gewissenhaftes Schaffen volle Anerkennung und aufrichtigen Dank.

P. *Kolumban Spahr* S. O. Cist.

Paul Leonhard Ganz - Theodor Seeger : Das Chorgestühl in der Schweiz. — Verlag Huber & Co. Frauenfeld 1946.

Das Buch stellt ein Sammelwerk dar mit all seinen Vor- und Nachteilen. In seiner Art ist es das Beste, läßt aber manches zu wünschen übrig.

Die Veröffentlichung von J. Scheuber : Die mittelalterlichen Chorstühle in der Schweiz, Straßburg 1910, ist damit nicht überflüssig geworden, weder durch seinen Text, der in der Beschreibung der Einzelstücke ziemlich genau und ausführlich ist, noch durch die Bilder, die zwar künstlerisch nicht bedeutend sind, aber oft einen besseren Blick gewähren über die Gesamtanlage eines Chorgestühls.

Der Verfasser hat nach seinen eigenen Worten die Arbeit « von einem

allgemeinen Gesichtspunkt aus unternommen, unter dem sich die großen Linien und Zusammenhänge in klarer Weise darstellen lassen, wobei vor allem auch Sinn und Zweck nicht vergessen werden sollen. Neue Einzelforschungen wurden dagegen keine gemacht » (S. 4).

Nach der *Einleitung* folgen gut gewählt die einzelnen Abschnitte wie :

Die Bedeutung und Entstehung des Chorgestühls
Die Rolle des Chorgestühls im Gottesdienst
Die Entwicklung von Anordnung und Form
Verwandte und abgeleitete Formen des Chorgestühls
Die besonderen Verhältnisse in der Schweiz
Entstehung und Geschichte einzelner Gestühle
Die Künstler und Handwerker
Der bildliche Schmuck und seine Inhalte
Die Bedeutung des Schmucks
Der Stil und die künstlerischen Leistungen
Das Handwerk
Verlorene Gestühle
Rückblick aufs Ganze.

Diesem angeschlossen ist der Bilderteil mit 128 sehr schön und kunstvoll aufgenommenen und sehr gut wiedergegebenen Tafeln. Nahezu 30 Seiten umfassende Verzeichnisse beschließen das Werk.

Da und dort wünschte man mehr Klarheit und Genauigkeit. Bei der Raumaufteilung und Anlage der Gestühle (S. 6 und 15) kann man einfacher und klarer ausgehen von der Anordnung der altchristlichen Basiliken, wie sie auch in den romanischen und frühgotischen Kirchen mit nur geringer Abweichung beibehalten wurde, wie sie das mittelalterliche Mönchtum übernahm und vorab die Cisterzienser ihrer altmonastischen Traditionstreue entsprechend bewahrten. Von den romanischen Bauzeiten an zeigt sich nun folgende Aufteilung :

Das *Altarhaus* bildet den Chorabschluß, in dessen Mitte sich der Altar befindet. Wird auch *Sanctuarium* genannt.

Das *Priesterhaus* oder *Presbyterium* mit den *stalla presbyterii* der Süd- oder Epistelseite angelehnt.

Der *Chor* bezw. der chorus canonicorum oder monachorum, worin die Stallen für die Chor- oder Domherren bezw. für die Mönche stehen. Er nimmt den Platz des *Chorus cantorum* in den Basiliken ein.

Der *Retrochorus*, auf dem sich das *Analogium* oder *Lectorium* (deutsch *Lettner* genannt) befindet.

Unter den « stalla presbyterii » aus Stein hätte der prächtige Aufbau von Kappel Erwähnung verdient (S. 28) und unter den mittelalterlichen Steinsitzen, die den Wänden der Seitenschiffe entlang laufen, jene zu Grandson (S. 7). Der Verfasser sucht das Wesen und den tieferen Sinn des gottesdienstlichen Geschehens zu ergründen und begreiflich zu machen. Er drückt sich dabei sehr fein, vornehm und würdig aus. Einige Ungenauigkeiten stören leider. Unglücklich geformt ist der Satz : « Hand in Hand

mit dieser auch mit einer Wandlung der geistigen Anschauungen verbundenen räumlichen Umgestaltung ging die schrittweise Verlegung des Hochaltars aus der Chorapsis in die Vierung, die in der Billigung der sogenannten Transsubstantiation, das heißt der Umwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi durch die Konsekration des Priesters, auf dem lateranischen Konzil von 1215 ihren Abschluß fand » (S. 6). Dazu ist nur zu bemerken, daß das vierte Laterankonzil 1215 den bereits geläufigen *Ausdruck* « Transsubstantiation » in sein Glaubensbekenntnis gegen die Albigenser aufnahm (s. Lexikon f. Theol. u. Kirche, Bd. X, Sp. 255). Ebenso irreführend ist der Satz : « An den höchsten Feiertagen pontifizieren die Prälaten von diesen Sitzen (Pontifikalsitzen) aus die Messe, wobei neben ihre Stühle zwei weitere für die Administranten gestellt werden ; an den anderen können sie zuweilen dem Gottesdienste beiwohnen, während je nach der Weihe des Tages, ihr erster oder zweiter Stellvertreter oder ein gewöhnlicher Geistlicher, zusammen mit dem Diakon und dem Subdiakon, von der gegenüberliegenden Seite aus zelebriert » (S. 29). Bekanntlich wird am *Altar* pontifiziert oder zelebriert. Zu gewissen Teilen des Pontifikalamtes begibt man sich zu den Sitzen, wie auch der zelebrierende Priester bei gewissen Teilen des Amtes mit seiner Assistenz in den Levitenstühlen Platz nehmen kann. Daß das « exordium cisterciensis coenobii » aus dem 11. Jhdt. und vom hl. Bernhard von Clairvaux (1090 geboren) stamme und gar noch « von dem sich die für Schwaben und auch die Nordschweiz bedeutungsvollen constitutiones hirsaugienses ableiteten » (S. 10), ist mir das Allerneueste !

Das Gestühl zu Kappel war dem Ordensbrauch entsprechend sicher *zweireihig* (zu S. 16). Dies erschließe ich aus der jetzigen Art der Aufstellung, die eine zu große Breite zwischen beiden Chören zeigte und vor allem aus der Beschreibung Bullingers (Mitt. d. antiq. Gesellsch. in Zürich, Bd. XIII, 228), wo vom Westabschluß des Mönchschores — also ganz nach alter Cisterzienserart — die Rede ist. Auf S. 22 bemerkt d. Verf. : « Eine in der Gotik vereinzelte Erscheinung sind die auf die Armstützen aufgesetzten oben kielbogenartig abgeschlossenen Trennungswändchen in Magdenau », dabei führt derselbe Verf. auf S. 112 unter Zürich St. Peter bezw. Ötenbachkloster an : « bei einem Teil (25 Pl) aufgesetzte Wändchen von halbem Kielbogenprofil auf den Armstützen ».

Nicht ganz klargelegt ist auch der Bildinhalt, wenn d. V. (S. 66) schreibt « von der Löwin, die ihre totgeborenen Welpen beleckt (Kappel, Tafel 6) und dem Pelikan, der sich die Federn aus der Brust rauft, um den Jungen davon ein Nest zu bauen (Magdenau, Tafel 4 ; Basel : Münster) ». Das ist genauer gesagt die Löwin, die ihre totgeborenen Jungen am dritten Tage zum Leben erweckt — als Symbol der Auferstehung (vgl. O. Doering-Hartig, Christl. Symbole, Freiburg i. Br. 1940, S. 61). Den Sieg der Auferstehung versinnbildlicht noch stärker der sich über der Löwin aufrichtende Löwe (Kappel, Tafel 6) — « Christus invictus Leo ». Der Pelikan nährt mit seinem eigenen Herzblut seine Jungen als Symbol Christi, der für uns sein Blut hingegeben hat (vgl. ebenda S. 124 und das angeführte Bild 78 aus dem Chorgestühl des Kölner Doms).

Mit dem Gestühl von Gerunden (Géronde) bringt d. V. immer die *Kartäuser* in Verbindung (S. 72, 79, 100). Er datiert das Gestühl auf 1430 ; damals, das heißt von 1424-1624, waren bereits *Karmeliter* dort (s. HBLS, 3. Bd. 490). Auf der Tafel 15 tragen die zwei heiligen Eremiten ganz deutlich das Gewand der Karmeliter. Die Bezeichnung « der hl. Augustin mit dem Engel ... » ist wohl ein böses Versehen und doppelt schlimm, weil diese Darstellung auch den Umschlag ziert. Das ist einwandfrei der *hl. Hieronymus*, was auch Scheuber (S. 80) richtig vermerkt. Auf Tafel 56 ist wohl ein *besen*bindender Bauer dargestellt. Auf Tafel 101 und 126 ist der Sitz und Pontifikalsitz des *Propstes* gemeint. Seltsam ist die Bezeichnung (Tafel 108) ... « Rückwände mit Darstellung der *Taufe* Isaaks ... » Auf dem Relief ist ja die Schriftstelle « Gen. XXI » angeführt. Hier heißt es in V. 8 : « ... und Abraham bereitete ein großes *Mahl* an dem Tag, wo Isaak *entwöhnt* war ».

Es tut einem leid, daß man eine Arbeit, die mit soviel Eifer zusammengestellt wurde, die zudem viel des Wertvollen birgt, da und dort beanstanden und berichtigen muß. Ich glaube aber dies dem V. und Leser zu schulden.

Den Hauptvorzug des Werkes sehe ich in den äußerst anregenden Gedanken zu genauer und ausführlicher Beschreibung von Einzelgestühlen. Sodann wird in den Bildaufnahmen wertvolles Vergleichsmaterial geboten und schließlich ermöglichen als willkommene Gabe die beigefügten Verzeichnisse einen raschen und zuverlässigen Überblick und gute Wegweisung.

P. *Kolumban Spahr* S. O. Cist.

Mittler Otto: Geschichte der Stadt Klingnau 1239-1939. Verlag Sauerländer, Aarau. 1947. 403 SS.

Wie die übrigen zehn Kleinstädte des Aargaus, verdankt die Stadt Klingnau ihre Entstehung einem Geschlecht des Hochadels. Der aus dem Thurgau stammende Freie Ulrich II. von Klingen, durch Heirat Erbe des letzten Freien von Tegerfelden geworden, hat 1239 z. T. auf dem so an ihn gelangten Besitz die Stadt gegründet und sie nach seinem Geschlecht Klingnau, die Aue (Landstrich an einem Wasserlaufe) derer von Klingen, genannt. Der Boden, auf dem Klingnau erstehen sollte, war zunächst zu einem großen Teile nicht im Besitz des Gründers gewesen, sondern hatte der in jener Gegend auch sonst begüterten Benediktinerabtei St. Blasien gehört. Von ihr mußte zuerst das für die Stadtgründung noch notwendige Land eingetauscht werden. Die beiden Parteien haben über diesen Gütertausch jene Urkunde vom St. Stephanstag 1239 niederschreiben lassen, die uns, ein seltener Fall, die Stadtgründung zeitlich genau festlegen läßt. Der Ablauf von 700 Jahren seit jenem Ereignis war der Anlaß zur Herausgabe einer eingehenden Gesamtdarstellung der Geschichte Klingnaus. Nachdem dieselbe zuerst in den Jahrgängen 1943 und 1946 der « Argovia », der Jahresschrift der aargauischen Historischen Gesellschaft, veröffentlicht worden, liegt sie nun in dieser gediegen ausgestatteten Sonderausgabe vor.

Kaum drei Jahrzehnte blieb Klingnau unter der Herrschaft des Gründergeschlechtes. Fast während dieser ganzen Zeit steht des Gründers Sohn,

der Minnesänger Walther von Klingen († 1286), die hervorragendste Persönlichkeit der Familie, im Mittelpunkt der Stadtgeschichte. Mit Recht hat der Verfasser ihm eine eingehendere Darstellung gewidmet. Nicht nur Walther selbst, auch zwei seiner Dienstmannen haben den Minnesang gepflegt : Heinrich von Tettingen (Döttingen) und namentlich Berchtold Steinmar von Klingnau. So liegt über der jungen Stadt noch ein Abglanz der höfischen Kultur des hohen Mittelalters. Bleibendere Früchte hinterließ Walther von Klingen dem Städtchen durch seine kirchlichen Stiftungen. Er hat religiöse und karitative Institutionen mit einer selbst für jene Tage ungewöhnlichen Freigebigkeit bedacht. Ihm verdanken die Johanniterkommende und das Armenspital in Klingnau und das nahe der Stadt gelegene Wilhelmiterklösterchen Sion ihre Entstehung. Auch am politischen Leben der Zeit hat er tätigen Anteil genommen. Öfters begegnen wir ihm in seinen letzten Lebensjahren im Gefolge König Rudolfs von Habsburg, der ein Vetter seiner Gattin war. Klingnau hatte er aber schon 1269 dem Bischof von Konstanz verkauft. Dieser schuf sich eben um jene Zeit durch den Kauf weiterer Ortschaften — Kaiserstuhl, Zurzach und anderer — im Gebiet des heutigen Bezirks Zurzach eine ziemlich geschlossene Niedergerichtsherrschaft, die in der Folge (bis 1798) von den beiden zu Klingnau und Kaiserstuhl residierenden bischöflich-konstanzischen Obervögten verwaltet wurde. Der Übergang in den Besitz des Bischofs von Konstanz hat Klingnau in die mannigfachen Wirren des Bistums hineingezogen. Den VIII alten Orten der Eidgenossenschaft, denen seit 1415 als Herren der Grafschaft Baden auch in diesen bischöflichen Vogteien die Landeshoheit zustand, ist es gelungen, die weltlichen Rechte des — nicht selten im Schloß zu Klingnau residierenden — Bischofs immer stärker zu beschneiden. Das war der politische Rahmen, in dem sich das Leben Klingnaus, dessen Bürgerschaft seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert sich einer gewissen Selbstverwaltung erfreute, bis 1798 bewegte. Eng waren die Grenzen, welche dem wirtschaftlichen Leben Klingnaus gezogen waren. Zu einer Zunftordnung ist es bei der geringen Zahl der verschiedenen Handwerker nie gekommen. Außer vom Gewerbe lebte die Bürgerschaft von Ackerbau, Weinbau, Fischerei und Viehzucht. Mehr als einmal ist das Städtchen durch Kriege in Mitleidenschaft gezogen worden. Verschiedentlich diente es als Asyl. Im allgemeinen scheint seine Bürgerschaft unter der Herrschaft des Krummstabes von Konstanz sich wohl gefühlt zu haben. Sie verhielt sich 1798 zur Revolution ausgesprochen ablehnend. In den politischen und kirchlichen Kämpfen des vorigen Jahrhunderts ist dann der Klingnauer Johann Nepomuk Schleuniger als mutiger konservativer Politiker und Journalist gegen den übermächtigen Radikalismus aufgetreten. Dem wirtschaftlichen Leben Klingnaus haben in der Neuzeit vor allem die Holzindustrie und der Bau des nahen Kraftwerkes einen starken Aufschwung gebracht.

Alle Seiten des städtischen Lebens sind im Buche Mittlers, zu dem Hermann J. Welti willkommene Ausführungen namentlich über die Topographie des Städtchens und über die Zusammensetzung der Bürgerschaft beigesteuert hat, mit der gleichen Sorgfalt geschildert : die Baugeschichte,

die tätige und öfters noch leidende Teilnahme an den politischen Ereignissen der Zeit, Katastrophen wie die verschiedenen Stadtbrände, das Verhältnis zu den einander ablösenden Stadtherrschaften, die Entwicklung der städtischen Verfassung und der Beamtungen und das Wirtschaftsleben. Mit Recht ist die reiche Kirchengeschichte der kleinen Stadt besonders einläßlich behandelt. Innert der Grenzen der umfangreichen, in das frühe Mittelalter zurückreichenden Urpfarrei Zurzach errichtet, hat Klingnau jedenfalls schon in der Gründungszeit eine eigene, der heiligen Martyrin Katharina geweihte Kapelle erhalten. Bereits 1262 ist sie als Pfarrkirche bezeugt und ihr Sprengel reichte im 14. Jahrhundert wesentlich über die Stadtgrenzen hinaus. 1360 aber wurde sie dem Chorherrenstift Zurzach inkorporiert. Doch wußte sich die Stadt in der Folge, zusammen mit dem bischöflichen Vogt, gegenüber dem Stift das Mitspracherecht zu sichern bei der Wahl des Leutpriesters und der Verleihung der übrigen Pfründen der Pfarrkirche, ebenso bei der Verwaltung des Kirchengutes. Wie fast überall, namentlich in so kleinen Verhältnissen, ist es uns auch in Klingnau kaum vergönnt, einen tieferen Blick zu tun in das religiöse Leben Einzelner. Einer Sophie von Klingnau gedenkt Elsbeth Stagel um 1350 in ihren Tößer Schwesternleben. Fast ein Jahrhundert vorher hatte die Bürgerschaft der kleinen Stadt in ihren eigenen Mauern den Barfüßer (nicht Predigermönch, wie S. 242 steht) Berthold von Regensburg, den berühmten Prediger, hören können. Die kirchliche Gesinnung auch der Bürger von Klingnau ist für uns fast nur in den mannigfachen Stiftungen erkennbar. Wir möchten jedoch nicht sagen, die große Masse der — außerhalb der Klostermauern lebenden — Menschen des ausgehenden Mittelalters sei voll innerer Unruhe und Ratlosigkeit gewesen und habe darum zu jenen frommen Werken Zuflucht genommen (S. 243). Am Ende des Mittelalters besaß Klingnau in seiner Pfarrkirche neben der Leutpriesterei vier Kaplaneien. Im 16. Jahrhundert mußten je zwei derselben wegen des Rückgangs der Einkünfte zusammengelegt werden. Darauf sei insbesondere hingewiesen, daß auch im kleinen Klingnau, wie vielerorts in den letzten Jahrzehnten vor der Glaubensspaltung, 1517 eine Pfründe mit bestimmter Predigtverpflichtung des Kaplans gestiftet worden ist. In besonderen Kapiteln wird, nach einer Darstellung der Baugeschichte der Pfarrkirche, alles Wesentliche gesagt über die Geschichte der Johanniterkommende, der st. blasianischen Propstei und des 1269 gestifteten Wilhelmiterklösterchens Sion, das nach wechselvollen Schicksalen im 18. Jahrhundert mit der Abtei St. Blasien vereinigt wurde. Die Ausführungen Mittlers über Sion verdienen auch deshalb besondere Beachtung, weil es sich dabei um die einzige Niederlassung der Wilhelmiter auf heutigem Schweizerboden handelt. Auch an Klingnau sind die Stürme der Glaubensspaltung nicht spurlos vorübergegangen. Von Waldshut her machten sich neugläubige Einflüsse geltend. Die Lehre der Täufer fand Anhänger. Aber schon 1529 sprach sich die Mehrheit der Bürger entschieden für den alten Glauben aus, so daß die Protestanten in der Folge auswanderten. Doch gab es in Klingnau noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts vereinzelte Reformierte.

Der Verfasser hat es verstanden, ein, aufs Ganze gesehen, umfang-

reiches, aber doch in mancher Hinsicht lückenhaftes und oft sprödes Quellenmaterial durch eine auf jeder Seite zu Tage tretende umsichtige Auswertung zu einer abgerundeten, gut lesbaren Darstellung der Lebensgeschichte Klingnaus während sieben Jahrhunderten zu gestalten. Gut gewählte und vorzüglich ausgeführte Abbildungen, darunter eine Karte der Gegend und ein Stadtplan, begleiten und verdeutlichen die Darstellung, der auch ein Orts- und Personenregister beigegeben ist.

Aarau. *Georg Boner.*

Histoire illustrée de l'Eglise. Fasc. XIX. *L'Eglise devant les problèmes politiques* (XIXe-XXe siècles), par **Gaston Castella.** Fasc. XX. *L'Eglise en face des problèmes moraux et religieux,* par **G. de Plinval.** Editions de l'Echo illustré. T. II, p. 393-493.

Dans le fascicule 19, M. le professeur Castella reprend l'histoire des papes du XIXe siècle là où il l'avait laissée au 16e cahier, c'est-à-dire au pontificat de Pie IX. « Sa ligne comme souverain et comme prince italien devait présenter beaucoup d'incertitude » (p. 395). Il instaura timidement certaines réformes, subit l'intervention de l'Autriche puis de la France. Napoléon III, catholique fort tiède, était « partagé entre ses sympathies italiennes et la crainte de compromettre sa propre situation » (p. 398). Dans la péninsule, les partisans de l'unité l'emportèrent. Rome fut prise. C'était la fin des Etats pontificaux. La question romaine était posée, qu'essaya de résoudre la loi des garanties. La publication du *Syllabus* déclencha des conflits, celui du Kulturkampf en particulier, entre l'Eglise et la société civile. Léon XIII réussit à y mettre fin en Allemagne. Ses relations avec l'Italie demeurèrent tendues. Il essaya par contre de se rapprocher de la France en y prônant le ralliement des catholiques à la République. Si ses efforts furent mal récompensés, il n'eut du moins pas la douleur d'assister à la séparation de l'Eglise et de l'Etat, proclamée peu après sa mort. Il ne fut guère mieux écouté — on le comprend aujourd'hui trop tard — dans ses directives d'ordre social. L'auteur rapporte cette parole du comte Albert de Mun au cardinal Matthieu : « Quoi qu'en disent les politiciens bornés de droite et de gauche, les vues de Léon XIII furent vraiment des traits de génie. » Sous Pie X, c'est l'anticléricalisme qui sévit en France, tandis qu'il y a détente en Allemagne. Benoît XV échoue dans ses efforts pour ramener la paix ; par contre, Pie XI, en signant les accords du Latran, apporte la solution de la question romaine.

Dans le fascicule 20, M. de Plinval reprend les pontificats que nous a présentés M. Castella, pour nous parler de l'activité des papes dans le domaine religieux et moral au cours des derniers cent ans. Après avoir bien expliqué le but et la portée du *Syllabus,* il passe au concile du Vatican et à la naissance du vieux-catholicisme et il trace le portrait de Pie IX, pontife aimé et fêté, mais auquel les épreuves ne furent pas épargnées. La définition de l'infaillibilité n'a stérilisé en rien l'activité de l'épiscopat et la vie religieuse n'a pas perdu de son intensité, ainsi que l'attestent,

entre autres, les congrès eucharistiques internationaux. De Léon XIII, l'auteur rappelle les immortelles encycliques, ce qui le conduit à parler, textes à l'appui — ils sont empruntés au recueil Chevalier-Marmy — des compléments qu'y ont apportés ses successeurs, surtout quant à la doctrine sociale de l'Eglise. Le nom de Pie X reste attaché à la lutte contre le modernisme, à l'extension de la communion, à la codification du droit canonique, promulgué sous Benoît XV. Pie XI, l'auteur des encycliques *Divini Redemptoris, Casti connubii*, etc., est aussi le pape de l'Action catholique et le pontife qui dénonça courageusement les aberrations du fascisme et de l'hitlérisme d'une part, et celles du bolchevisme de l'autre. Les illustrations accompagnant ces pages rappellent l'essor pris, sous le pontificat de Pie XI, par les œuvres de jeunesse comme aussi la pénétration de l'art moderne dans le domaine religieux, dans l'architecture en particulier. Pie XII enfin étend le Sacré Collège et multiplie ses efforts pour arriver à faire régner dans le monde une paix juste et véritable en même temps qu'il continue de si magistrale manière la fonction enseignante de la papauté. Et l'auteur de conclure : sauf des communistes, l'Eglise est respectée, bien que, au fond, aucun des vainqueurs de la grande guerre ne suive ses consignes. M. de Plinval souligne cependant les espoirs qui demeurent permis, mais sans cacher les dangers qui subsistent.

Une table des noms propres termine ce 2e et dernier volume de l'Histoire illustrée de l'Eglise.

Les directeurs de la collection avaient déclaré, dans l'introduction, que le texte de l'ouvrage ne serait « pas le résumé, aride et compact, d'ouvrages plus touffus. On reconnaîtra à la lecture que nous nous sommes appliqués, en suivant un plan assez différent, en adoptant un ton plus moderne, à renouveler autant que possible les perspectives de notre sujet, à en rafraîchir tout au moins les couleurs ».

Les auteurs ont suivi ces consignes. Ils n'ont pas hésité à rompre parfois l'ordre chronologique, afin de pouvoir présenter une question dans tout son développement et n'avoir plus à y revenir dans la suite. Les aperçus d'ordre général, les vues synthétiques dont ils ont parsemé leur exposé seront goûtés particulièrement des lecteurs qui sont déjà familiarisés avec l'histoire ecclésiastique. L'ouvrage s'adresse avant tout au public cultivé que ne surprendra pas, à l'occasion, l'emploi d'un terme technique ou savant.

Il est bien évident que les collaborateurs ont dû se borner, bien qu'ils eussent à leur disposition un millier de pages en caractères assez fins, entrecoupées il est vrai de nombreuses illustrations. Il y aura, disait encore l'introduction, des lacunes et des omissions, plusieurs d'ailleurs voulues, afin de ne pas surcharger le récit par l'exposé de périodes transitoires ou les faits et gestes de personnages de second plan, qui empêchent de laisser ressortir les grandes lignes. Sur le choix des questions à omettre, il peut naturellement y avoir des opinions divergentes. Nous aurions, pour notre part, opéré encore une amputation ou l'autre et introduit inversement quelques lignes sur des sujets trop brièvement traités ou même complètement omis. On nous permettra, par exemple, de signaler qu'un certain

nombre de saintes femmes et de religieuses, qui auraient mérité une mention, ont été malheureusement passées sous silence. « La sainteté », fait remarquer Walter Nigg, « a eu de nombreux représentants dans le sexe féminin, et c'est donc à tort que, trop souvent, l'Histoire de l'Eglise est présentée exclusivement comme une histoire d'hommes » (*Grosse Heilige*, p. 22). C'est un peu vrai, ici aussi, pour certaines époques. Le nom de sainte Claire figure simplement dans la légende d'un cliché (I, p. 438), et s'il est dit un mot des Tiers-Ordres, il n'est guère parlé par contre de ce qu'on est convenu de dénommer le second ordre, soit le pendant féminin des grands ordres masculins : Dominicaines, Clarisses ou autres Franciscaines et, antérieurement, Bénédictines, Cisterciennes, etc. Nous aurions aimé, comme Suisses, voir mentionner sainte Adélaïde, à laquelle son mariage avec Otton I donna l'occasion d'exercer plus largement encore ses générosités à l'adresse des couvents. De sainte Elisabeth de Hongrie surtout il aurait dû être question et peut-être de mystiques telles que sainte Gertrude ou sa sœur Melchtilde, de sainte Julienne de Falconieri ou encore de Marguerite de Cortone, la pénitente, éventuellement de sainte Lydvine ou du moins de sainte Brigitte de Suède et de sainte Françoise Romaine.

Evidemment, le plan adopté rendait des omissions de ce genre presque inévitables, à moins que l'ouvrage, une fois terminé, eût été, à ce point de vue, l'objet d'une revision avant d'être livré à l'impression. Il a, en réalité, été composé fascicule après fascicule et les premiers cahiers sont sortis de presse longtemps avant que les derniers fussent rédigés. L'éditeur voulait qu'on active et le mérite est d'autant plus grand pour les auteurs, qui travaillaient ordinairement séparés les uns des autres, d'avoir réussi à mettre sur pied, en un temps relativement court, une œuvre aussi une et aussi réussie. Elle est prenante ; elle est vivante. Elle met bien en lumière, ainsi que le souhaitaient les directeurs, « le dynamisme propre à l'Eglise, la vitalité et la souplesse de cet élan qui l'a portée, à travers les siècles, et la propulse encore » (I, p. 6). Les auteurs ont été constamment préoccupés de souligner « l'influence purifiante et exaltante que l'Eglise a exercée sur la vie des nations... leur proposant un idéal qu'elles ne soupçonnaient pas, leur fournissant l'occasion de s'élancer au-dessus d'elles-mêmes ; elle a transfiguré la civilisation » (*ibid.*).

Il est question de traduire l'Histoire illustrée de l'Eglise en diverses langues [1]. Certes, elle le mérite. Il n'y aura, selon les pays auxquels ces adaptations sont destinées, qu'à réduire ou supprimer même certains chapitres, pour en introduire d'autres, confiés à des spécialistes de ces contrées. Ce projet, retardé principalement par les difficultés de devises et la rareté du papier nécessaire pour ce genre de publications où les illustrations occupent une si large place, fait le plus grand honneur à l'Echo

[1] Publié par la maison d'édition Elsevier à Bruxelles, le tome I de l'édition hollandaise va sortir de presse assez prochainement. On travaille actuellement à la traduction de l'ouvrage en espagnol et des pourparlers sont engagés en vue d'une édition en anglais ainsi qu'en italien.

illustré qui a eu l'initiative de ce beau travail et qui l'a si somptueusement présenté, et ensuite à M. de Plinval qui, avec M. Romain Pittet, en a été l'animateur.

L. Waeber.

Hans-Urs von Balthasar : Die großen Ordensregeln = Menschen der Kirche in Zeugnis und Urkunde. Bd. VIII. (Benziger & Co. Einsiedeln 1948.)

Auch der Historiker begrüßt diese Ausgabe, obwohl sie nicht für ihn bestimmt ist. Gibt es doch keinen sicherern Weg zum Verständnis der einzelnen Orden, ihrer Eigenart und Geschichte, als das Studium der Regel, nach der ihre Mitglieder geformt werden. Der Herausgeber schrieb die allgemeine Einleitung « Vom Ordensstand » und bearbeitete Basilius, W. Hümpfner und A. Zumkeller Augustinus, Abt Leodegar Hunkeler und F. Fäßler Benedictus, L. Casutt Franciscus, M. Schönenberger und R. Stalder Ignatius. Es ist nicht meine Absicht, diese mannigfaltigen Arbeiten eingehend zu besprechen. Dazu fehlt mir Raum und Kompetenz.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Einleitung. Sie enthält eine programmatische Theologie des Ordensstandes oder genauer der Stände, in der H.-U. v. B. eigenen, glühenden, nicht leichten Sprache, voll von kühnen Bildern und Vergleichen, blendenden Antithesen und eigenwilliger Terminologie, die gerade deshalb die Klarheit des Gedankens überschattet. Auch die Theologie ist nicht alltäglich, wenn Scheidung und Natur der beiden einzigen Stände, des Ordensstandes und Weltstandes, von der Erlösung als Wiederherstellung der ursprünglichen Ordnung her begründet werden. Der Ordensstand als Leben des radikalen Opfers stellt inmitten der gefallenen Schöpfung das paradiesische Dasein dar ; der Weltstand, des Opferradikalismus entbehrend, die Erlösung der Schöpfungsordnungen. « Die erste Form ist ... ihrem Wesen nach primär Mitvollzug des erlösenden Aktes, die zweite ist ... primär Empfang des Erlöstseins » (S. 14). « Hätte Christus nur den Weltstand gegründet, so hätte die Kirche an keinem Punkt voll teilgenommen am Opfer des Kreuzes ; dieses wäre die einsame Tat des Hauptes geblieben, an dessen Frucht der Leib — wie die Protestanten es sehen — nur nachträglich und wie von außen teilgehabt hätte » (S. 13 f.). Die Trennung der Stände ist übergangslos. Gott beruft zum einen oder andern (S. 14). « Die Form des Lebens der Gelübde ist die Form der Heiligkeit » (S. 17). « Die inwendige Heiligung der Weltordnungen (durch die Sakramente) vermag nicht zu jener gleichsam substanziellen Heiligkeit zu führen, weil das Weltleben in dieser Weltzeit nie zur Herstellung der paradiesischen Ordnung werden kann » (ebd.).

Ich muß gestehen, diesen Gedanken, so berückend sie sein mögen, nicht immer folgen zu können und von ihrer Begründung nicht überzeugt zu sein. Thomas von Aquin, auf den sich der Verfasser beruft, scheint gemäßigter zu sein. Er begründet die Standes- und Amtsunterschiede im wesentlichen mit der paulinischen Ekklesiologie, dem Bild vom Haupt und Leib der Kirche und vermeidet dabei die Vermischung von (hierarchischem) Amt und Ordensstand (IIa IIae q. 183 a. 2). Der Vergleich mit dem paradiesischen

Urzustand bedarf einer theologischen Klärung [1]. Selbst Jesus und Maria können in diesem Zusammenhange nicht als beweiskräftige Beispiele für den wieder hergestellten primären Ordensstand und deshalb als jenseits der Scheidung der Stände stehend angeführt werden. Weder Jesus, dem in Verbindung mit der Kirche eine rein geistige Fruchtbarkeit zukommt, noch Maria, die aus göttlicher Empfängnis jungfräulich geboren hat, besitzen die geschlechtliche Fruchtbarkeit des ersten Paares im Paradies. Daher ist der Vergleich mit dem Ehestand nicht schlüssig. Ich zweifle, ob des Aquinaten Lehre (IIa IIae q. 184 a. 3) von der Vollkommenheit als primär und wesentlich (*per se et essentialiter*) in der Liebe, sekundär und werkzeuglich (*secundario et instrumentaliter*) in den evangelischen Räten bestehend, gewahrt wird. Was H.-U. v. B. dem Ordensstand als wesentlich zuschreibt, dürfte dem Stand des Christen auf Grund der Taufe, der Eingliederung in Christus, der daraus resultierenden *uneingeschränkten* Liebesverpflichtung zukommen wie aktive Teilnahme an der Erlösung (zu S. 13 f.), vollkommene Unterwerfung des ganzen Ich unter Gottes Verfügung, vollkommene Indifferenz allen weltlichen Gütern gegenüber, vollkommene Bindung der Liebe an Gott (zu S. 19). Die evangelischen Räte sind im Gegensatz zu den Geboten hingeordnet auf die Beseitigung dessen, was die Übung der Liebe, nicht diese selbst — sie ist ja Gebot —, behindert (IIa IIae q. 184 a. 3). Daß die vollkommene Liebe auch im Weltstande möglich ist, beweisen die Heiligen aus dem Laienstande. Kein anderes war das Ideal des Christen schlechthin in der alten Kirche. Ihre Bußdisziplin könnte es nicht deutlicher beleuchten. Wird dieses Ideal nicht erreicht, so hängt dies *wesentlich* nicht mit dem Stand zusammen. Wenn unter der « gleichsam substanziellen Heiligkeit » des Ordensstandes die unwiderrufliche Hingabe und Weihe nicht bloß einzelner Akte, sondern der ganzen Persönlichkeit samt ihren Fähigkeiten gemeint ist, kann inhaltlich nichts eingewendet werden. Doch scheint der Ausdruck, ohne Erklärung hingeworfen, zum wenigsten für theologisch wenig geschulte Leser mißverständlich. Man könnte und müßte mit mehr Recht jene Heiligkeit « gleichsam substantiell » nennen, die in der Taufe geschenkt wird, die im wahrsten Sinne wiederhergestellte Urgerechtigkeit und Ebenbildlichkeit mit dem Dreieinigen ist. Läuft man nicht Gefahr, durch eine Überspitzung der Ordensheiligkeit die Größe des Christentums zu unterschätzen, die Würde der Sakramente ? Wenn ferner die Trennung der Stände übergangslos ist (dem Ordensstand wird stets der Ehestand gegenübergestellt), dann scheint der ledige Stand außerhalb der Gelübde unchristlich und unerlaubt. Nicht ersichtlich ist, ob zum Ordensstand auch der Weltklerus mit Gehorsamsverpflichtung und Zölibat gehört und welches das Verhältnis der zusätzlichen Gelübde mancher Orden (stabilitas loci der Benediktiner, viertes Gelübde in der Gesellschaft Jesu usw.) zur Vollkommenheit ist. Ich unterbreche die Liste meiner Zweifel und Bedenken, da der

[1] Auch Thomas lehrt, die evangelischen Räte seien der dreifachen Begierlichkeit, Folge der Sünde, entgegengesetzt. Nicht als ob sie zur Erreichung der ewigen Seligkeit, wir dürfen auch sagen der vollkommenen Liebe, notwendig wären, « sed expeditius perveniet » Ia IIae q. 108 a. 4. Vgl. IIa IIae q. 186 a. 7.

Verfasser die in dieser Einleitung umrissene Theologie an anderer Stelle erweitern, ergänzen und erklären will. Was über Stellung und Sendung der Orden innerhalb der Kirche S. 22 ff. geschrieben wird, gehört zum Besten. Hier kommt die wesenhafte Einheit der Kirche, welche durch die extreme, absolutistische Theologie der Stände gefährdet scheint, wieder zu ihrem Recht.

Die Übersetzungen der einzelnen Regeln sind durchwegs in gewähltem Deutsch. Einzig die Satzungen der Gesellschaft Jesu lesen sich wegen der bewußt wörtlichen Wiedergabe des Urtextes weniger fließend. Die beiden Regeln des Basilius werden — zum Leidwesen des Historikers — auszugsweise und in einer neuen gedanklichen Reihenfolge geboten. Kürzungen wurden auch bei den Satzungen der Gesellschaft Jesu vorgenommen. Von Vorteil wäre die Aufnahme der ältesten Regel des Pachomius gewesen ; hat diese doch unverkennbare Spuren in den späteren Regeln hinterlassen. Der Geist der Stifter und ihres Werkes spiegelt sich treu in den jeweiligen gediegenen Einführungen. Jene zur augustinischen und jene in frischer Kritik gehaltenen zur franziskanischen wirft Probleme auf, die über den erbaulichen Zweck des Buches hinausgehen. Nach W. Hümpfner ist Augustinus Verfasser beider ihm zugeschriebenen Regeln. Die erste wäre 388/9 in Tagaste, die zweite zwischen 391/5 in Hippo verfaßt worden. Erst im 12. Jahrhundert, als der Heilige Stuhl von ihr dispensierte, wäre die erste außer Brauch gekommen und bald für nicht augustinisch erklärt worden. Bereits P. Mandonnet war soweit vorgestoßen. Im Gegensatz zu ihm hält W. H. auch den Nonnenregeltext in Brief 211 nicht für Augustinus' Werk. Mit ziemlicher Sicherheit dürfe für ihn wie für den ganzen Brief der hl. Fruktuosus von Braga als Verfasser in Anspruch genommen werden. In den Frauenklöstern Hippos und Afrikas wäre der ursprüngliche Regeltext, wie in den Männerklöstern, in Gebrauch gewesen. W. H. beschreitet damit neue Wege und die Ausgabe der Benediktiner und jene im Wienerkorpus durch Goldbacher wäre überholt. Die ausführliche Begründung lieferte W. H. in *Jordani de Saxonia, Liber Vitasfratrum* (1943) und *Studies in St. Augustine an the Augustinian Order.*

Abt Leodegar Hunkeler führt in klarer und verständlicher Art, voll benediktinischen Maßhaltens und klugen Anpassungsvermögens, in die Regel des hl. Benedikt. P. Franz Fäßlers Übersetzung, um nur diese etwas eingehender zu behandeln, ist sorgfältig, teilt jedoch notwendig das Schicksal jeder Übersetzung, d. h. sie vermag die sprachlichen Eigentümlichkeiten nicht oder doch nur in beschränktem Maße wiederzugeben ; sie ist bereits Interpretation und vermag daher den Urtext nicht zu ersetzen. Ich wähle einige Beispiele. Der Anfang des Prologs zeichnet sich nicht nur durch ein auffallend rhetorisches Gepräge aus, sondern auch durch eine bestimmte theologische Haltung : « ... ut ad eum per oboedientiae laborem redeas, a quo per inoboedientiae desidiam recesseras » lehnt sich fühlbar an die augustinische Gegenüberstellung von *mühevoller* Rückkehr zu Gott im Gehorsam und müßig schlaffer Abkehr von ihm durch den Ungehorsam im Paradies. Zu vergleichen wäre etwa De natura et gratia 20, 22 : « a quo per inoboedientiam recedendo etc. » Die Übersetzung « durch die Übung des Gehor-

sams » für « per oboedientiae laborem » läßt den augustinischen Klang des Urtextes nicht mehr vernehmen. — In Kap. 40 « Vom Maße des Getränkes » sagt Benediktus, weil jeder von Gott seine besondere Gabe habe (I Kor 7, 7), bestimme er nur mit einer gewissen Ängstlichkeit das Maß der Nahrung für andere, « tamen infirmorum contuentes inbecillitatem, credimus heminam vini per singulos sufficere per diem ». P. F. übersetzt abkürzend und zweideutig : « Indes glauben wir mit Rücksicht auf die Schwachen, es genüge für jeden Tag eine Hemina Wein. » Er scheint damit jener Auslegung beizupflichten, die P. Bihlmeyer (Bibliothek der Kirchenväter 20, 63 ; vgl. auch J. Herwegen, *Sinn und Geist der Benediktinerregel*, Einsiedeln 1944, S. 259 ff.) klarer formuliert : « Indem wir nun die Bedürfnisse (imbecillitatem !) der Schwachen in Rechnung ziehen, glauben wir usw. », als ob wegen der « aszetisch » Schwachen, wohl auch Kranken, etwa in Anlehnung an Paulus I Tim 5, 23, den Mönchen der Weingenuß überhaupt erlaubt würde. Wenn ich mich nicht täusche, will Benedikt sagen, im Hinblick auf die Schwachen (nicht notwendig körperlich Kranke oder « aszetisch » Schwache), die ohne Sättigung oder gar Unmäßigkeit nicht mehr ertragen (imbecillitatem), solle für alle, auch für die Starken, eine Hemina genügen. Nicht der Genuß schlechthin, sondern das Maß steht in Frage. Daher gleich nachher zweimal die Begründung « considerans in omnibus, ne subrepat satietas aut ebrietas ... saltim vel hoc consentiamus, ut non usque ad satietatem bibamus, sed parcius ». Es liegt bei dieser Interpretation kein Grund zum Ärgernis vor. Man halte sich antike, südliche und germanische Gepflogenheiten vor Augen. — Unbewiesen scheint mir auch (trotz der Parallele in der Regel des Pachomius 51) die Deutung von « domestici fidei » « wohl Kleriker und Mönche », in Kap. 53. Warum sollte der Ausdruck nicht den gleichen Sinn wie in seiner Quelle, bei Paulus Gal 6, 10 haben ? Heiden, geschweige denn Häretiker waren zu Benedikts Zeit und lange noch, vor allem auf dem Lande, nicht selten. Sicher ist die vorgeschlagene Deutung nicht geistwidrig. — Bei aller Schwierigkeit die ursprüngliche Form des « scapulare » (Kap. 55) zu bestimmen (vgl. P. Ph. Oppenheim, *Das Mönchskleid im christlichen Altertum*, 1931, S. 139 ff. und dabei angeführte Literatur), dürfte doch die Zweckbestimmung nicht treffend sein, um « bei der Arbeit die frei herabfallende Tunika zusammenzuhalten ». Diesen Zweck erfüllte in erster Linie der Gürtel, mit dem die Alten bei der Arbeit und auf der Reise immer die Tunika aufschürzten. Vielleicht hat man bei der Zweckbestimmung den Schutz vor Regen und Beschmutzung zu wenig beachtet. — Im gleichen Kapitel über die Zuweisung von Bedürfnisgegenständen durch den Abt : « Ita ergo et abbas consideret infirmitates indigentium, non malam voluntatem invidentium » übersetzt P. F. F. : « So muß denn der Abt auf die Bedürfnisse der Schwachen Rücksicht nehmen und nicht auf das Übelwollen der Mißgünstigen. » Die hübsche rhetorische Antithese mit Reim « infirmitatem indigentium-malam voluntatem invidentium » geht dabei verloren. Nach dem Zusammenhang (Apog. 4, 35. « Daher muß denn *auch* der Abt usw. ») und der Parallelstelle in Kap. 34 liegt das Schwergewicht auf der *Schwäche* der Bedürftigen, der Wirklichkeit ihrer Bedürfnisse, selbst wenn diese Folge einer persönlichen Schwäche sein

sollten. Das Übelwollen der Mißgünstigen steht dazu gegensätzlich. — Ein Wortspiel sucht der Verfasser in Kap. 64 nachzuahmen : « ... abbas ... sciat sibi oportere prodesse magis quam praeesse ». « Er wisse, daß er mehr vorsehen als vorstehen soll. » Wenn man beim Wortspiel bleiben will, dann wäre vielleicht genauer und klarer etwa die Wendung « mehr fürsorgen als vorstehen ». Das Wortspiel wäre dann wenigstens in den Praepositionen gewahrt und « fürsorgen » dürfte dem « prodesse » näher kommen. — Kap. 67 schreibt Benediktus inbezug auf die von der Reise zurückkehrenden Mönche : « Nec praesumat quisquam referre alio quaecumque foris monasterium viderit aut audierit. » Der Übersetzer schwächt interpretierend ab : « Keiner nehme sich heraus, einem andern *wahllos* zu erzählen usw. » Vielleicht ist der ursprüngliche Text doch eine gewollte Betonung der Weltabgeschlossenheit des Klosters und des kontemplativen Charakters des benediktinischen Ideals.

Wie ausgeprägt und subtil Benediktus' Formgefühl und wie schwierig, aber auch dankbar eine sinngemäße und gefühlsrichtige Übersetzung ist, hat jüngst P. F. Renner betont und nachgewiesen am Beispiel des Wortes « zelus » (Kap. 72), in *Benedictus*, Weihegabe der Erzabtei St. Ottilien zum 1400. Todesjahr, München 1947, S. 375 ff. P. F. Fäßler entging dies als gewiegtem Philologen und fruchtbarem Übersetzer nicht. Diese Ergänzungen möchten freundschaftlicher Beitrag, nicht fruchtlose Kritik sein.

O. Perler.

Louis Blondel : Les anciennes basiliques d'Agaune. Etude archéologique. Tirage à part de *Vallesia*, III, 1948, p. 9-57.

Poursuivant à la demande de Mgr Haller, Abbé de Saint-Maurice, les fouilles faites naguère principalement par M. le chanoine Bourban, M. L. Blondel, archéologue cantonal de Genève, avec l'aide de M. Bouffard, a procédé à trois reprises, au cours des années 1944-46, à de nouvelles recherches qui lui ont permis « de reconnaître presque complètement les plans des édifices disparus ». Ce sont ces résultats qu'il expose dans cet article de *Vallesia*.

Il ne s'agit pas — précisons-le, afin d'éviter toute méprise — d'édifices qui seraient superposés les uns aux autres dans ce qui est aujourd'hui le sous-sol de l'église du monastère, mais de sanctuaires qui se sont succédé dans la cour du Martolet, c'est-à-dire dans l'espace situé entre le rocher et l'abbaye, sur lequel on plonge, immédiatement en sortant du tunnel, avant d'arriver en gare de Saint-Maurice.

Ces édifices sont en somme au nombre de 6 :

Il y a tout d'abord, contre le rocher, construite par saint Théodore — ou Théodule, premier évêque de Martigny — dans la 2e moitié du IVe siècle, une chapelle sous laquelle avaient été aménagées 6 fosses ou *formae* pour y réunir des reliques de martyrs. A l'occasion, on y ajoutait de nouveaux caveaux, comme ce fut le cas, vers 470, après que le Rhône eut mis à découvert les restes de saint Innocent.

Au Ve siècle, la chapelle de Théodore étant insuffisante, on la prolonge dans la direction de l'est, créant ainsi contre le rocher une basilique (celle

dont il est question vers la fin de la fameuse lettre de saint Eucher et qu'on estimait — ainsi encore Mgr Besson — devoir attribuer à saint Théodore) avec une abside à 5 pans. De cette église, l'ancienne chapelle formait comme le narthex, tandis que, vers le milieu de la cour, les chapelains qui desservaient alors le sanctuaire d'Agaune avaient créé un modeste hospice.

Après la constitution de l'abbaye proprement dite par le roi Sigismond en 515, Ambroise, le 2e abbé, fit construire, avec l'aide du monarque, non plus contre le rocher — où l'ancien édifice subsistera jusqu'au XVIIe siècle — mais sur l'emplacement de l'hospice, soit au centre du Martolet, une basilique à trois nefs avec, à l'est, comme précédemment, une abside circulaire, flanquée de deux sacristies rectangulaires.

Endommagée par les soldats de Clodomir, venus en 523 s'emparer de Sigismond, puis, vers 574, par les Lombards, cette église fut, aux environs de 580, avec l'appui de Gontran, l'objet d'un remaniement et d'un agrandissement. Elle fut pourvue d'une grande abside à 7 pans. La confession du sanctuaire précédent, qui s'identifiait en partie avec les fosses de la chapelle primitive, devint une crypte placée sous l'autel ; on y transporta les reliques renfermées dans ces caveaux, et ceux-ci servirent désormais de lieu de sépulture pour des dignitaires de l'abbaye.

Puis, commencée vers 762, c'est la basilique carolingienne, allongée encore une fois — elle mesure en tout 56 m. — et élargie avec, à l'est, une abside analogue à celle du sanctuaire de Gontran, si bien que pour se rendre à l'ancien *martyrium* adossé au rocher, on doit passer non plus comme jusqu'ici par l'extérieur, mais par un corridor circulaire intérieur épousant la courbe de l'abside et permettant de visiter, dans la confession qui a été déplacée à nouveau, le tombeau situé maintenant exactement sous le maître-autel. Après quoi, tout à la fin de ce même VIIIe siècle, on construit, à l'autre extrémité de la basilique, une 2e abside, désaxée par rapport à la première, avec pareillement une crypte, renfermant un *martyrium* déjà anciennement vénéré mais jusqu'alors complètement isolé. « Cette crypte retrouvée par Bourban et qui, jusqu'en 1227, a conservé les reliques de saint Maurice, n'est pas du IVe siècle, comme il le croyait ainsi que Peissard, mais postérieure de quatre siècles. Seul le mur du tombeau avec l'*arcsolium*, du reste remanié et le mur sud du couloir médian qui est plus épais appartiennent à une construction antérieure » (p. 30). En face de la confession, il y avait un autel dans une niche, au niveau de la nef. De là, deux escaliers accédaient au chœur, dont le centre était occupé par un deuxième autel surmontant la confession de saint Maurice. Ce 2e *martyrium* était ainsi désormais incorporé à la basilique ; mais cette nouvelle disposition, qui mettait un chœur là où jusqu'alors se trouvait l'accès de l'église, rendit nécessaire la création d'une nouvelle entrée, qui fut pratiquée sur le côté.

Enfin, après les destructions des Sarrasins et des Hongrois, au XIe siècle, sous Rodolphe III, le dernier monarque du 2e royaume de Bourgogne, on procéda à une reconstruction complète de la basilique. Le chœur oriental fut non seulement rasé mais encore décapé et on le fit précéder d'un clocher — celui qui subsiste encore, mais qui était alors moins élevé — servant tout à la fois de défense et d'entrée principale. L'église, en d'autres termes,

était maintenant définitivement retournée ; la seule abside conservée était celle de l'ouest, formant un chœur dont le maître-autel correspondait avec ce tombeau sur lequel semble se concentrer désormais toute l'attention.

Cette basilique du XIe siècle, la plus vaste, la plus riche de toutes, somptueusement décorée, dut, à la suite d'incendies et de dévastations, être consacrée de nouveau : en 1148 (par Eugène III), puis avant 1196 et enfin en 1571, après un nouvel incendie. Survint alors, en 1611, un éboulement qui enfonça le chœur de la basilique et qui fit décider de choisir pour la reconstruire un autre emplacement : l'actuel. Les travaux, pour lesquels furent utilisées les pierres des édifices successivement accumulés dans la cour du Martolet, commencèrent en 1614 et la nouvelle église put être consacrée en 1627. Incendiée à son tour en 1693, elle fut reconstruite à la même place et complètement restaurée. C'est celle qui est encore debout, qui a subi encore divers remaniements, dernièrement encore, à la suite de l'éboulement de 1942 qui éventra le clocher, accident qui n'est, comme on le voit, que l'un des nombreux malheurs qui ont frappé la royale abbaye et ses basiliques au cours des siècles, mais qui n'ont pas empêché qu'elle se relevât, toujours plus belle, de ses ruines ou de ses cendres.

M. Blondel se propose de consacrer un travail spécial aux chapelles et aux autels de ces églises successives ainsi qu'à leur décoration et aux sculptures qu'on y rencontre. Il emploie les dernières pages de la présente étude à nous parler des bâtiments de l'abbaye, des cimetières, du bourg de Saint-Maurice et de ses fortifications. Il examine les matériaux employés, la technique des constructions, les chapiteaux, les tombes et enfin deux fragments de dalles percées de trous, restes de *fenestellae* qui permettaient aux fidèles de voir et de toucher, depuis la confession, les restes des martyrs.

On trouve dans les édifices d'Agaune des éléments d'origine byzantine. Ils ne proviennent pas, explique l'auteur, de rapports directs qui auraient existé entre le sud de notre pays d'une part, et Ravenne et l'Italie septentrionale de l'autre : l'occupation, pendant deux siècles, du nord de la péninsule par les Lombards exclut la possibilité de ces relations, si bien qu'il faut admettre que ces influences orientales ont pénétré chez nous, à cette époque, par la Méditerranée et Marseille. Puis, dès la fin du VIIIe siècle, après la disparition du royaume lombard et comme conséquence de l'intervention de Pépin le Bref, les rapports directs se renouent entre la France et la Papauté. On en trouve une preuve dans la préoccupation qu'on constate à Saint-Maurice, au moment où le culte des reliques prend son grand développement, de permettre aux fidèles d'avoir, comme à Rome, accès, au moyen de couloirs circulaires, aux confessions ou chapelles funéraires renfermant des restes de martyrs dont il leur était jusqu'alors impossible d'approcher ; après quoi, « dès l'époque romane et pendant les siècles suivants, Agaune, comme le reste du Plateau Suisse. obéira aux courants venant du Lyonnais et surtout de la Bourgogne » (p. 56).

Le travail de M. Blondel est illustré de plusieurs photographies (celles qui montrent la cour du Martolet pendant les fouilles sont particulièrement suggestives), et d'une série de plans, minutieusement dessinés par l'auteur lui-même et dont l'étude est indispensable pour suivre la description de

chacune des basiliques. Enfin et surtout, M. Blondel nous a donné une remarquable planche en six couleurs qui réunit, dans une synthèse permettant de les comparer entre eux et de les situer plus exactement, les six sanctuaires qui se sont succédé à Saint-Maurice. Il suffit d'examiner cette table pour se rendre compte qu'il y a peu d'endroits présentant un tel enchevêtrement de constructions. Les fouilles d'Agaune comptent désormais parmi les plus importantes non seulement de notre pays, mais de l'Occident. Elles sont d'autant plus significatives que, se trouvant sur le passage « d'une des routes les plus importantes de l'antiquité et du moyen âge, Agaune est toujours restée en contact avec les grands courants de la civilisation » (p. 54).

Les recherches pourront se poursuivre sur certains points. En février 1948, on a découvert encore un baptistère et M. Blondel signale que c'est surtout près de l'ancienne source, en arrière du Martolet, qu'il y aura encore à fouiller. Certaines affirmations de détail seront peut-être contestées ; l'essentiel est solidement établi et pose aux historiens de nouveaux problèmes. Comme le dit l'auteur, après « la critique des textes, souvent trop négative, de la fin du XIXe siècle, s'opposant à l'histoire traditionnelle ancienne, il importe de revenir à un jugement plus nuancé des faits et de les comparer avec les résultats archéologiques. Nous constaterons que la vérité de cette tradition, dans ses grandes lignes, est souvent prouvée par les monuments retrouvés » (p. 11). Abordant, en terminant, la question essentielle pour nous, l'auteur précise : « On peut se demander, étant donné les emplacements successifs des cryptes, à quels saints étaient dévolues ces tombes avec confession ; il ne paraît pas douteux qu'on a dû déplacer à plusieurs reprises les reliques. S'il semble bien certain que, du VIIIe au XIIIe siècle, celles de saint Maurice se trouvaient dans la crypte occidentale, il est impossible de savoir si, à l'origine, elles n'étaient pas ailleurs, bien que le tombeau, comme nous l'avons vu, soit antérieur à la crypte » (p. 57).

Il y avait dans ce Martolet des souvenirs précis et à ce point importants qu'ils ont déterminé, dans la construction, une assymétrie et des solutions parfois bizarres, mais d'autant plus significatives. Dès le IVe siècle, des fidèles se rendaient à Agaune, qui devint un lieu de pèlerinage « aussi fréquenté par les Bourguignons que l'était celui de Saint-Martin de Tour par les Francs » et « lorsque la Maison de Savoie établit sa domination sur tout le pays, elle comprit l'importance de l'abbaye : elle en fit le centre religieux de ses Etats » (*ibid.*). On peut en dire autant de Sigismond et surtout du 2e royaume de Bourgogne. C'est en effet à Saint-Maurice que son fondateur, Rodolphe Ier, se fit couronner et Rodolphe III voulut en être l'abbé commendataire.

Malgré l'étranglement, à cet endroit, de la vallée du Rhône, qui mettait Agaune sur le chemin de toutes les hordes guerrières, malgré la proximité des montagnes et des rochers, qui ne laissent que parcimonieusement arriver le soleil et la lumière et qui fait planer sur les moines une perpétuelle menace, ceux-ci sont restés là depuis plus d'un millénaire et demi, gardiens de tombeaux vénérés. Les fouilles qui viennent d'être exécutées apportent des éléments nouveaux à un problème d'une importance capitale pour

l'histoire religieuse de notre Suisse romande. Il faut savoir gré à la royale abbaye de les avoir entreprises, à M. Blondel de les avoir si magistralement conduites, et de nous en avoir donné ensuite un exposé si minutieusement dressé et si intelligemment présenté.

Louis Wæber.

Pierre Bouffard : St-Pierre de Clages et les églises des Alpes à trois absides. Etude archéologique et comparative. Extrait de *Vallesia*, III, p.59-79

Dans le même volume de *Vallesia* de 1948, faisant suite immédiatement au travail de M. Blondel, M. Pierre Bouffard publie une étude sur le prieuré de Saint-Pierre de Clages.

Après la collégiale de Valère, c'est le seul édifice important de l'époque romane en Valais. L'auteur en décrit l'intérieur et l'extérieur. Il parle des quelques éléments de sculpture — les chapitaux principalement — et des restes de fresques qu'on y rencontre, puis il essaie de rétablir les différentes phases de la construction. Les trois travées occidentales de la nef sont plus récentes que le chœur et le transept, qui étaient, semble-t-il, fermés par un mur. Quant à la tour, elle est vraisemblablement plus tardive que l'église elle-même ; elle aura remplacé les deux tours absidiales disparues. La voûte actuelle n'est que du XVIIe siècle. L'aspect extérieur de l'édifice est au surplus modifié du fait que celui-ci est aujourd'hui enfoncé d'un mètre et demi environ dans le sol.

Ainsi que M. Blondel l'avait fait également pour Agaune au sujet de chacune des basiliques successives, M. Bouffard entreprend ensuite une étude comparative des églises à trois absides ou à trois chœurs. En Valais, celle de Saint-Pierre de Clages est la seule. Celles des Grisons appartiennent à un type sensiblement différent. Par contre, on peut citer, comme églises tout à fait semblables à la nôtre, celle d'Aime en Tarentaise, plusieurs sanctuaires du Val d'Aoste et de Lombardie, l'abbaye bénédictine de Saint-Martin d'Ainay, à Lyon, à laquelle le prieuré de Saint-Pierre de Clages appartenait et qui l'avait fondé. Un peu plus tard, on peut y ajouter diverses églises des cantons de Berne et de Vaud.

L'église de Saint-Pierre de Clages, conclut M. Bouffard, a emprunté à la fois à la Lombardie et à la Bourgogne. « Elle résume... les influences architecturales prépondérantes du début du second millénaire » (p. 79). Elle doit dater de l'époque du « premier roman », soit de la première moitié du XIe siècle. « L'église trichore... comme la basilique dont elle n'est en somme qu'un dérivé nécessité par la liturgie régionale... ne sont pas des créations du christianisme... mais des emprunts à un passé beaucoup plus ancien, du Proche-Orient ou même du monde romain » (p. 77). Poussant plus loin, l'auteur croit pouvoir regarder spécialement du côté de la Syrie, où chaque édifice du culte était flanqué de deux petits bâtiments : le *diaconicon* et la *prothèse*, sorte de sacristies, « d'abord indépendantes de l'église proprement dite, qui lui sont assez tôt incorporées, bien qu'encore séparées des nefs par un mur qui finira par disparaître pour donner naissance à l'église occidentale à trois absides » (p. 78).

Avec Mme Steinmann-Brodtbeck, M. Bouffard est porté à admettre

que le point de contact entre l'orient chrétien et l'occident doit être situé dans le bassin de l'Adriatique. De la Dalmatie, le type de l'église trichore aurait suivi deux routes : l'une qui se dirige vers le nord pour aboutir, à la fin du VIIe siècle et au début du VIIIe, dans les Grisons et le Tyrol ; l'autre, qui conduit, dans une première étape, au groupe lombard. Là, l'église à trois absides s'enrichit de deux éléments nécessités par le développement du culte des reliques et le nombre croissant des autels : la crypte d'une part, et les travées en avant des absides de l'autre. De la Lombardie, ce type pénètre dans toute l'Italie, puis, au delà des Alpes, en France et en Suisse.

Comme celle de M. Blondel, l'étude de M. Bouffard est enrichie de photographies, de plans et de dessins. Elle a, comme on le voit, fourni à l'auteur l'occasion de formuler à propos d'un sanctuaire « placé au centre des Alpes, sur la plus grande route qui relia de tous temps le Nord et le Sud de l'Europe occidentale » (p. 79), une esquisse de l'introduction et du développement chez nous de l'art roman primitif, et de nous donner son opinion sur le problème, délicat et controversé, des origines mêmes de l'architecture chrétienne.

Louis Wæber.

Emil Lind : Albert Schweitzer. Aus seinem Leben und Werk. 216 Seiten. 7 Bilder. Geb. Fr. 12.— Verlag Paul Haupt, Bern. 1948.

Über den edlen Menschenfreund Albert Schweitzer, der als Theologieprofessor, als gefeierter Bach-Interpret und Orgelkünstler, als eigenartiger Denker, die Heimat verließ, um als Arzt den verlassensten Kranken im finstersten Afrika beizustehen, ist schon manches geschrieben worden. Vorliegende Schrift gibt S. 199-203 ein genaues Verzeichnis. Emil Lind, einer der ersten Hörer aus Schweitzers Straßburger theologischer Dozentenzeit, jetzt protest. Pfarrer in Speyer (Rheinpfalz), der in seiner Zeitschrift « Der Speyerer Protestant » von 1930-1936 sich ganz in den Dienst der Sache Schweitzers gestellt hat, gibt hier als dankbarer Schüler mit Sympathie, ja zuweilen etwas überschwänglich, ein Lebensbild seines Meisters. Er schildert die glückliche Jugendzeit im elterlichen Pfarrhause zu Günsbach (Elsaß), zeigt, wie langsam in ihm der Gedanke reift, daß die glücklichen Lebensumstände, die ihm zuteil wurden, auch verpflichten, anderen zu helfen (S. 30 f.) ; seine Studien- und Dozentenzeit in Straßburg ; den plötzlichen Entschluß, den Kranken in Afrika zu helfen und zwar in dem Bewußtsein, eine Schuld an den schwarzen Kontinent abzutragen, die das ausbeuterische Europa auf sich geladen hat ; sein Wirken als « Abenteurer der Menschenliebe » in Lambarene ; die Meister, die ihn lehrten (Jesus, Bach, Goethe) ; zuletzt besonders ausführlich (S. 111-166) den Denker, seine Kulturphilosophie, deren Grundgedanke ist : Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben. Er preist Schweitzer als Verkünder einer mystischen Religion, der die beiden anderen (Steiner und die « deutsche » Religion) überlebt und überleben wird.

Lind will mehr oder weniger ein vollständiges Lebensbild Schw. geben, nicht bloß dessen Tätigkeit auf diesem oder jenem Gebiete schildern . Man

hätte gern gesehen, wenn das Kapitel über die Tätigkeit in Afrika ausführlicher behandelt worden wäre : das ja gerade ist es, was ihm allgemeine Hochachtung, ja Bewunderung erworben hat. In der Darstellung der « Kulturphilosophie », so manches Schöne sie auch bietet, werden wir Katholiken ihm nicht folgen können ; Schw. ist linksstehender protest. Theologe, der ein dogmenloses Christentum vertritt, und sein Biograph steht in derselben Richtung (vgl. z. B. S. 120 f.). Ob diese Lebensphilosophie ohne den Glauben an Christus, den Gottessohn und Erlöser, das Allheilmittel für unsere trostlose Zeit sein kann, wie Lind meint ? Selbst ein radikaler Theologe wie N. Weinel lehnt da Schw. ab (S. 203). Ehrfurcht vor dem Leben hat vor 700 Jahren ein Franz von Assisi gepredigt und heute noch folgen ihm begeistert zahllose Schüler und Schülerinnen, und dabei ist Franz fest im Dogma verwurzelt.

Das soll uns aber nicht abhalten, manche Anregungen Schweitzers, die im Buche Linds zitiert werden, freudig anzunehmen. Es sei aus dem Schlußwort seiner Selbstbiographie das schöne Wort gebracht (bei Lind S. 208) : « Als Gutes ist mir zuteil geworden, daß ich im Dienste der Barmherzigkeit stehen darf, daß mein Wirken Erfolg hat, daß ich viel Liebe und Güte von Menschen erfahre, daß ich treue Helfer habe, die mein Tun zu dem ihren machen, daß ich über eine Gesundheit verfüge, die mir angestrengtestes Arbeiten erlaubt, daß ich eine stets im Gleichgewicht haltende Gemütsart und eine mit Ruhe und Überlegung sich betätigende Energie besitze und daß ich alles, was mir an Glück widerfährt, auch als solches erkenne und als etwas hinnehme, für das ich Dankbarkeitsopfer darzubringen habe. »

Druck und Ausstattung des Buches machen dem Verlag alle Ehre.

Freiburg. *Gabriel M. Löhr* O. P.

Theodor Frey : Das Rheintal zur Zeit der Glaubensspaltung. — Diss. Freiburg i. Ue. 1946. Altstätten o. J. S. 198.

Aus der Schule Prof. VASELLAS sind in den letzten Jahren wertvolle Beiträge zur Reformationsgeschichte der Schweiz geleistet worden, die das landläufige Bild der zwinglischen Glaubensreform in wesentlichen Zügen aufzuhellen und zu ergänzen vermögen. Wohl kein anderes Gebiet geschichtlicher Darstellung bekundet so deutlich die *Standpunktgebundenheit* des Historikers, unterliegt so leicht vordringlichen unhistorischen Tendenzen wie die Reformationsgeschichte. Sie fordert deshalb eine eindringlichere und vielseitigere Bearbeitung. Es ist ein besonderes Verdienst Prof. Vasellas, von katholischer Seite her die schweizerische reformationsgeschichtliche Forschung zu fördern und zu bereichern.

Die Studie von TH. FREY bestätigt erneut die methodische Notwendigkeit, Voraussetzungen und Gestaltung der Kirchenreform in kleineren, landschaftlich geschlossenen Räumen durch tief- und breitschürfende Analyse abklären zu lassen. Nur solche Arbeiten ermöglichen ein sicheres Urteil über die Dringlichkeit der kirchlichen Erneuerung und ihre Ansatzflächen. Sie dienen zudem der « Motivgeschichte » der Glaubensspaltung,

denn nur gründliche Einzelforschung wirft Licht in die wahren Beweggründe und die opportunistische Wandelbarkeit der leitenden Persönlichkeiten. — Besondere Verhältnisse haben im Rheintal das Eindringen der zürcherischen Reform begünstigt, ihre Ausbreitung aber auch gehemmt oder gar vereitelt. Die mannigfache Abhängigkeit der Rheintaler Gemeinden — sie scheint nicht drückend gewesen zu sein — griff begierig nach der religiösen Freiheit als dem Mittel, lästige politische und wirtschaftliche Fesseln abzuwerfen. Frey geht auch gründlich auf die kirchlich-religiösen Mißstände ein. Sie zeigen im Rheintal ähnliche Verzerrungen wie in andern Orten der Eidgenossenschaft. Ihr Schwergewicht drückte auf das moralische Ansehen der Kirche und der Geistlichen und weckte Kritik, gab aber auch hier nicht den Ausschlag zum Durchbruch der Reformation. Wie anderswo wurde er auch im Rheintal durch das *Zusammenspiel* von umbruchreifer Lage und machtvollem Zugriff einflußreicher Persönlichkeiten bewirkt. Schade, daß die Quellen nicht genauere Auskunft über den scheinbar schroffen Wechsel des rheintalischen Reformators HANS VOGLER geben können. Kraftvoll von Zürich unterstützt, wirkte der Ammann von Altstätten im Sinn und Auftrag Zwinglis für den engen Anschluß der Rheintaler an das Zentrum der schweizerischen Kirchenreform. Der Umschwung in Bern hat auch im Rheintal beschleunigend gewirkt. Mit der Landsgemeinde zu Marbach vom 8. November 1528 werden Organisation und Ausbau der Reformation eingeleitet. Ihr weiteres Schicksal ist nun eng mit dem Für und Wider der Glaubensreform in der übrigen Eidgenossenschaft verknüpft. Das Ringen Zürichs um seine religiöse und politische Vormacht im schweizerischen Osten wurde durch mannigfache Kräfte durchkreuzt. Die Eidgenossen der Innerschweiz wollten auf ihre Mitherrschaft in der gemeinen Vogtei Rheintal nicht verzichten, der Abt von St. Gallen, dem Zürich hart zusetzte, ließ sich nicht widerstandslos aus seinen alten grundherrlichen Rechten herausmanövrieren, auch Mark Sittich von Ems dachte nicht ans Aufgeben, die katholische Minderheit wehrte sich, besonders in Oberriet und Montlingen. Diese Widerstände suchte Zürich mit dem vollen Einsatz der Autorität Zwinglis und dem Aufbieten der verfügbaren politischen und militärischen Machtmittel zu brechen. Die Arbeit von Frey zeigt unwiderleglich, daß Zürich seine überlegene Macht gewalttätig und rücksichtslos spielen ließ und auch vor Vertragsbrüchen nicht zurückschreckte. Die Verbindung von Politik und Religion war so innig, daß es schwer ist zu entscheiden, ob die zwinglische Theokratie mehr im Dienst des politischen Ehrgeizes der Zürcher oder die machtvolle Politik der damals größten Schweizerstadt im Dienst der religiösen Erneuerung Zwinglis stand. Auch die rheintalischen Protestanten haben Zwingli manche Sorge bereitet: die eigenwilligen Prädikanten, die Sonderwünsche der Rheintaler Bauern, täuferische Ideen, sie haben dem zürcherischen Draufgängertum hin und wieder den Wind aus den Segeln genommen. Wirksamere Rückschläge erlitt die Reformation im Rheintal erst nach dem zweiten Kappelerfrieden.

Die wissenschaftliche Erstlingsarbeit von Frey läßt an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig, sie zeugt aber auch von reifem historischem

Urteil. Der Verfasser hat die Probleme, die das Thema ihm stellte, klar erfaßt, in ihren komplexen Beziehungen und Verknüpfungen genau verfolgt und übersichtlich dargestellt. Hin und wieder klingt ein moralisierender Ton an, der der historischen Wahrheit zwar nicht schadet, aber doch das den Historiker charakterisierende Streben beeinträchtigen kann, « forschend zu verstehen » (G. Droysen).

Theophil Graf.

François Baix : La chambre apostolique et les « Libri Annatarum » de Martin V (1417-1431). Première partie : *Introduction et textes.* Analecta Vaticano-Belgica, vol. XIV. Bruxelles, Palais des Académies — Rome, Academia Belgica, 1947 (1942). 16,5 × 25 cm., CDXLVIII-414 p. Fr. belges 200.

L'Institut historique belge de Rome continue régulièrement ses publications savantes, magistralement inaugurées depuis plus de quarante années par Dom Ursmer Berlière. A côté d'un *Bulletin*, dont on trouvera plus loin le compte rendu du dernier numéro paru, l'Institut publie des *Etudes d'histoire économique et sociale* (où Mlle R. Doehaerd a donné, en 1941, une remarquable édition de textes sur les relations commerciales et financières entre Gênes et l'Outremont), des *Etudes de philologie, d'archéologie et d'histoire ancienne* (arrêtées depuis la guerre), enfin et surtout les *Analecta Vaticano-Belgica.* Cette dernière collection, qui rassemble des documents relatifs aux anciens diocèses de Cambrai, Liége, Thérouanne et Tournai, se divise en deux sections. La première publie des lettres et documents émanés de la papauté aux XIVe et XVe siècles ; la seconde, la correspondance des nonciatures de Flandre aux XVIIe et XVIIIe siècles. C'est dans la première section que le chanoine François Baix édite son gros ouvrage sur les *Libri Annatarum* de Martin V. La première partie, contenant les textes, est déjà sortie. La seconde, formée par les index indispensables, est actuellement sous presse.

Une grosse introduction de 448 p. ouvre la publication. L'étude du système des annates, tel qu'il se présentait après les concordats de 1418, est complétée, à la fin de l'introduction, par une histoire générale des annates jusqu'à la fin du grand schisme. Ce n'est pas la première fois qu'on tire des cinq volumes des *Libri Annatarum* de Martin V de précieux renseignements d'histoire nationale. L'œuvre que le chanoine Baix accomplit à l'endroit des quatre diocèses anciens de son pays a été déjà réalisée pour l'Alsace, l'Irlande, l'Ecosse, le Danemark, etc. L'abbé H. Dubrulle l'a tentée naguère pour trois des diocèses de l'actuelle Belgique. Mais l'édition actuelle l'emporte par le détail, l'ampleur, l'exactitude et la commodité de son édition. L'introduction permet de mesurer tout ce que peut offrir à l'histoire un pareil document correctement interrogé. Il ne s'agit pas seulement des listes détaillées qu'elle permet d'établir sur les innombrables bénéficiers, les collecteurs des annates, les clercs de la Chambre apostolique ou les contrôleurs « mensiers », au premier quart du XVe siècle. Sans revenir sur l'histoire générale des annates que le chanoine Baix retrace et met à jour en tenant compte des nombreuses études parues depuis un

demi-siècle, il convient de relever quelques données plus importantes qu'il nous fait connaître sur cette institution au temps de Martin V et sur ses circonstances dans la vie de l'Eglise. Après diverses transformations, l'annate est alors, au sens spécifique : « une taxe qui frappe, au profit de la trésorerie pontificale, les bénéfices conférés par autorité apostolique en dehors du consistoire et dont le revenu est supérieur à 24 florins d'or de la Chambre. Cette taxe équivaut à la moitié du revenu ou des fruits d'une année... sur la base de la déclaration faite par le bénéficier lui-même, dans sa supplique, et reproduite dans la bulle. Mais les distributions quotidiennes ne doivent pas être comprises dans l'évaluation du revenu taxé » (p. XXVIII-XXIX). L'administration des annates par la Chambre apostolique est maintenant alignée sur l'administration classique des « services communs », prélevés sur les revenus des bénéfices consistoriaux (évêques et abbés). Deux livres régissent la perception : le livre des annates, ou obligations, et le livre des quittances. Cette réorganisation des annates se fait d'autant plus aisément, comme il arrive fréquemment, que l'institution est alors sur son déclin. C'est l'effet des concordats de 1418, qui limitent sérieusement les annates. C'est aussi la conséquence d'un appauvrissement considérable des bénéfices : beaucoup d'entre eux n'atteignent pas le minimum de 24 florins et sont enregistrés sans obligations. La présente édition de textes contribue à faire connaître de façon précise et détaillée un phénomène que le P. Denifle avait relevé dans son gros ouvrage sur *La désolation des églises, monastères et hôpitaux en France* (au XVe siècle et pendant la guerre de Cent ans) et qui explique bien des choses dans l'Eglise de ce temps. On pénètre également, grâce à ces documents, dans la réorganisation de la Curie après le Grand Schisme : la Chambre apostolique se trouve encombrée par les clercs issus des curies des multiples prédécesseurs de Martin V, que le pape a généreusement recueillies.

M. H. Vicaire O. P.

Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Abteilung III : Chroniken. Bd. 1 : Das Weiße Buch von Sarnen, bearbeitet von **Hans Georg Wirz.** Aarau 1947.

Seit der Entdeckung durch GEROLD MEYER VON KNONAU (1854) hat das Weiße Buch von Sarnen die schweizerische Geschichtsforschung immer wieder angeregt und herausgefordert. Das wissenschaftliche Bemühen galt vor allem der eigenartigen, abgerundeten Erzählung über die Anfänge des Dreiländerbundes, die das Kopialbuch auf wenigen Seiten ausbreitet. Das Geheimnis ihrer Herkunft zu lüften, ihre Glaubwürdigkeit zu wägen, die verschlungenen, verschütteten Pfade von den schillernden Angaben der Erzählung zu den wirklichen Ereignissen aufzuspüren, den Einfluß des Weißen Buches auf spätere Berichte quellenanalytisch zu bestimmen — alles Probleme, die die schlichte Überlieferung des Sarner Kopialbuches dem Scharfsinn der Forschung aufgegeben hat, von GEORG VON WYSS bis hinauf zu den jüngsten Arbeiten von THEODOR MAYER. Im Auftrag der Allgemeinen Geschichtforschenden Gesellschaft machte sich schon ROBERT

DURRER an eine Veröffentlichung des Weißen Buches im Rahmen des « Quellenwerkes », leider schloß der Tod ihm über der unvollendeten Arbeit die Augen. Im Jahre 1939 übernahm der Berner Historiker HANS GEORG WIRZ den schwerbefrachteten Auftrag.

Seine Ausgabe ist in mancher Hinsicht verdienst- und wertvoll. Eine meisterliche Übersicht, die auch dem Schalk das Wort gibt, führt zum erzählenden Text hin. Sie kündet von zustimmender Wertschätzung, von scharfer Ablehnung, von beschrittenen Mittelwegen und skeptischer Zurückhaltung, von methodisch bedeutsamen Ansätzen und Problemstellungen. Dieser Einführung schließt sich der erzählende Teil des Weißen Buches an, dem der Bericht über die Entstehung der Eidgenossenschaft aus der Handschrift B 124 des Stiftsarchivs St. Gallen synoptisch gegenübersteht. In kurzer Einleitung macht der Herausgeber mit Anlage, Verfasser, Zeit und Ort der Handschrift bekannt und erläutert den Stand der Forschung. « Der Kernpunkt der Forschung muß aber die Frage der Vorlage des Weißen Buches sein », bemerkt Wirz auf S. LIII. In der Wiedergabe des Textes befremdet die schiefe Setzung des Umlautzeichens über « o » und « u », völlig überflüssig sind die Punkte über « y », das in eidgenössischen Kanzleien (z. B. Luzern) schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts für mittelhochdeutsches langes « i » (î) — nicht für doppeltes « i » — verwendet worden ist. Ein Orts- und Personenverzeichnis zu beiden Berichten und ein Glossar zum erzählenden Teil des Weißen Buches erleichtern die Benützung der Texte. Darauf folgen Register und Urkunden des Weißen Buches. Eine vorzügliche Untersuchung der « nordischen, englischen und deutschen Darstellungen des Apfelschußmotivs » vom Berner Germanisten Helmut de Boor schließt sich im Anhang an. Erörtert werden darin auch die Möglichkeiten der Verbreitung der nordischen Apfelschußgeschichte nach dem Süden im Spätmittelalter. Wie A. Heusler, denkt auch de Boor nicht an eine unmittelbare Übertragung der Apfelschußüberlieferung (Toko-Bericht) in der Dänenchronik des Saxo Grammaticus in die schweizerische Tellsage. « Aber auch die Möglichkeit, daß eine gelehrte Übernahme des Saxoberichtes zur Grundlage einer mündlich-volksläufigen Überlieferung geworden wäre, die dann im Weißen Buch wieder zu gelehrter Chronistik erstarrt wäre, würde recht zwingende Beweisführung verlangen, um glaubhaft zu werden » (S. 22*). Die einschlägigen Quellen der Apfelschußerzählung sind mit Übersetzungen beigefügt.

Leider war es dem Herausgeber des Weißen Buches noch nicht möglich, die jahrzehntelange Forschung mit befriedigender Deutung der schwierigen Probleme abzuschließen. Wirz ist der Ansicht, daß « die Erforschung des Weißen Buches erst an ihrem Anfang » stehe (S. LIV). Erst die weitern Nachforschungen werden also ein Urteil erlauben, ob die Erzählung des Sarner Kopialbuches für die Gestaltung unseres Geschichtsbildes von der Gründung der Eidgenossenschaft verwendbar ist oder nicht und ob sich die Mühe gelohnt hat, die reichlich für ihre Aufhellung vertan worden ist. Als sichere Grundlage der Forschung aber wird die Wiedergabe des Weißen Buches im « Quellenwerk » ihren Wert bewahren, auch wenn das Ergebnis der historischen Kritik negativ sein sollte. *Theophil Graf.*

Leonhard Weber : Hauptfragen der Moraltheologie Gregors des Großen. Ein Bild altchristlicher Lebensführung. — PARADOSIS I. Paulusverlag Freiburg in der Schweiz. 1947. XII-288 SS. Fr. 9.—.

Angeregt durch Magister J. M. Ramirez O. P., Freiburg, machte sich der Verfasser, Professor am Priesterseminar in Solothurn, vor Jahren daran, durch persönliches Studium der gregorianischen Schriften und seriös-vornehme Auseinandersetzung mit der reichhaltigen Literatur über den in seiner « Größe » oft angefochtenen Kirchenvater Klarheit zu gewinnen, näherhin über seine besondere Bedeutung und Eigenart als Moraltheologen. Die gewonnenen Resultate geben dem Verfasser die durchaus berechtigte Hoffnung, einen entscheidenden Beitrag zur besseren Wertschätzung Gregors überhaupt geleistet zu haben.

Im ersten Teil der Studie wird der Moralist Gregor mit den damaligen Zeitverhältnissen konfrontiert. Auf kürzeste Formel gebracht, wird dabei Gregors Sittenlehre qualifiziert als *zeitgebunden, glaubenstreu, lebensnah.* Gregors Zeitgebundenheit ist jedoch nicht dergestalt, — das beweist Weber einwandfrei, — daß Gregors überzeitliche Bedeutung irgendwie in Frage gestellt wäre ; sie zeigt sich vielmehr darin, daß Gregor für seine Zeit arbeitet und spricht und dabei die Probleme im Geist seiner Zeit sieht und auswählt. Gregors Glaubenstreue ist als dominierendes Element erkennbar sowohl durch die von ihm bevorzugten Quellen und geistigen Linien, als auch durch die auf wissenschaftliche Lehrentwicklung verzichtende Methode. Gregors Lebensnähe ergibt sich aus der ihm selbstverständlichen Verwertung persönlicher Erfahrungen, der klugen Verwendung psychologischer Erkenntnisse und der sozusagen einmaligen pädagogischen Anpassungsfähigkeit an konkrete Umstände und Verhältnisse. Der Verfasser versteht es, die hier genannten drei Charakteristika in lebendiger, minutiös belegter Weise auszuführen.

Der zweite Teil befaßt sich mit dem moraltheologischen Lehrgehalt der Schriften Gregors. Obwohl der Titel der Studie nur « Hauptfragen » der Moraltheologie Gregors des Großen ankündigt, verspricht Weber (S. 12) nun doch eine « Gesamtschau seines moraltheologischen Gedankengutes ». Nach der Feststellung, Gregor sei nur soweit Theologe, als er Katechet ist, sein « System » bestehe einzig in Glaube und Leben, seine Theologie sei zwar biblisch und thematisch, nicht aber systematisch, eine umfassende Darstellung der Moral finde sich überdies weder in einer einzelnen Schrift Gregors noch in allen zusammen, wagt der Verfasser doch einen mehr systematischen Aufbau dieses zweiten Teiles.

Glücklicherweise beschränkt er sich dabei auf die fundamentale, sicher nicht ungregorianische Dreiteilung : *Die Zweckbestimmung des Menschen — Der Weg der Gnade und der Tugend — Die sündhafte Verirrung des Menschen.* In den darin behandelten Einzelfragen spürt der Leser allerdings eine gewisse übergebührliche Abhängigkeit des Verfassers vom theologischen und moraltheologischen Schema der Scholastik. Er scheint sich dessen öfters selbst bewußt geworden zu sein, so oft nämlich, als er die Verschiedenheit der Fragestellung Gregors gegenüber der späteren Zeit betont und

anerkennt. Wir glauben indes, daß Webers Arbeit in der klaren, historisch sauberen Linienführung noch gewonnen hätte, wenn er typisch scholastische Probleme unberücksichtigt gelassen hätte, für die sich in Gregors Schriften keine unmittelbaren Anhaltspunkte finden. Es sei beispielshalber nur an die Fragenkomplexe erinnert : Verhältnis von Natur und Übernatur (S. 109 ff., 165), metaphysische Wesenheit der himmlischen Glückseligkeit (S. 131 ff.), Verhältnis von aktueller Gnade und menschlicher Freiheit (S. 187 ff.), Unterscheidung von Habitus und Akt (S. 205) u. a.

Unter den besondern Vorzügen der Arbeit seien eigens erwähnt die vielen trefflich analysierten Gregortexte, die neuen sorgfältigen Übersetzungen umstrittener Stellen, die möglichst vollständige Zusammenstellung einschlägiger Zitate. Zitationsweise, Quellen- und Literaturverzeichnis, Register sind geradezu vorbildlich zu nennen. Der Gesamteindruck, den das beinahe 300 Seiten starke Werk hinterläßt, ist ausgezeichnet. Als wissenschaftlich gesichertes Resultat bleibt festzuhalten : Gregor ist *praktischer* Moraltheologe, aber er ist das, nicht ohne dabei geistvoll über ein *reiches theologisches Wissen und Können* zu verfügen. Gregor ist dienender Seelsorger, nicht ohne ein gründlicher und gewissenhafter Theologe zu bleiben. Gregor ist Lehrer und Vorbild in der Lösung des allen Zeiten neu gestellten Problems der Verbindung von theologischer Wissenschaft und christlichem Leben. Gregor bleibt damit auch für uns heutige *ein Großer*. « Gregor der Große, der durch die Verbindung von Aktion und Kontemplation ein *homo perfectus* war, verstand es in gleich meisterhafter Weise, die Großtaten der göttlichen Gnade den sündigen Menschen nahezubringen und zu ihrem Besten die Niedrigkeit der Sünde auszuwerten. So hinterließ er der Nachwelt in seinen Werken eine Fundgrube der Moral, der Asketik und der Mystik, die alle zur Einheit eines harmonischen Ganzen verbunden sind » (S. 256).

Engelberg. *P. Othmar Bauer.*

Celestino Trezzini : Le diocèse de Lugano dans son origine historique et sa condition juridique. Fribourg, 1948, librairie de l'Université. 108 pages.

C'est le discours rectoral qu'il avait prononcé à Fribourg, le 15 novembre 1947, à l'ouverture de l'année académique, que Mgr Trezzini publie, augmenté de notes (des textes en langue italienne avant tout) qui en font plus que doubler l'étendue.

A la suite de circonstances inconnues, le territoire actuel du canton du Tessin avait été rattaché en grande partie, le sud principalement, au diocèse de Côme, tandis que, au nord, les trois vallées dites ambrosiennes relevaient de l'archevêché de Milan. Ce dernier entretenait dans ces contrées, assez distantes pour lui, un vicaire général. L'évêque de Côme par contre, qui séjournait d'ailleurs une partie de l'année à Lugano, se trouvait à portée immédiate de ses diocésains tessinois.

Ce dernier mot est une anticipation, car, avant 1803, le territoire qui forme aujourd'hui le canton du Tessin n'avait jamais constitué une entité géographique et encore moins une unité politique. Les conditions chan-

gèrent depuis la création, par les Confédérés, des huit bailliages d'audelà des Alpes.

A la fin du XVIe siècle surgit, « née d'un moment de mauvaise humeur » (p. 16), l'idée d'un diocèse de Lugano ou du moins d'un vicariat autonome. Elle fut reprise plus d'une fois, incidemment, jusqu'au moment où les bailliages communs se constituèrent en canton souverain. C'était l'époque où la sécularisation de l'évêché de Constance avait amené la Diète à s'occuper de la réorganisation ecclésiastique de la Suisse ; simultanément surgit l'idée de rattacher le Tessin au diocèse projeté de Lucerne ou à celui de Coire.

Les intéressés étaient absolument opposés à cette solution ; le Saint-Siège également et le Directoire montrait, lui aussi, peu d'empressement à appuyer ce projet ; mais surtout la cour de Vienne — de laquelle dépendait alors la Lombardie — ne voulait pas consentir à la cession des biens de l'évêché de Côme sis au Tessin.

Vers 1855, le gouvernement cantonal, passé en 1839 aux mains des radicaux, se déclara partisan du rattachement du Tessin au diocèse de Bâle ou à celui de Coire, malgré les objections que l'on était en droit de formuler contre ce projet qui visait à réunir — avant le percement du Gothard — des contrées fort éloignées les unes des autres et au surplus une terre de langue italienne à un diocèse alémanique. En réalité, si le gouvernement tessinois tenait à cette solution, c'est parce qu'il estimait qu'il lui serait plus facile de continuer à asservir le clergé et les fidèles si le chef du diocèse se trouvait non pas sur place mais à distance.

Le Conseil fédéral, emboîtant le pas, décréta de sa propre autorité, en 1859, la suppression de toute juridiction épiscopale étrangère, décision unilatérale qui n'était pas de nature à faciliter les choses.

La Lombardie ayant été délivrée de la domination autrichienne pour passer sous le gouvernement piémontais, ce dernier consentit à céder au Tessin les biens de l'évêché de Côme situés dans le canton. Le problème financier était ainsi résolu, mais la question diocésaine n'en demeura pas moins stationnaire.

Elle fut reprise vers 1877, après l'arrivée au pouvoir, au Tessin, du parti conservateur catholique. Tandis que les autorités fédérales persistaient dans l'idée du rattachement, le gouvernement cantonal engagea officieusement des tractations avec le Saint-Siège, pour voir s'il n'y aurait pas moyen d'organiser provisoirement un vicariat ou une préfecture apostolique.

C'est alors que, sur la question diocésaine tessinoise vint se greffer un nouveau facteur. L'évêque de Bâle, Mgr Lachat, victime du Kulturkampf, avait été exilé en 1873. Il en était résulté une situation pénible, à laquelle le Conseil fédéral, par l'intermédiaire de deux de ses membres, MM. Frédéric-Emile Welti et Numa Droz, auxquels vint s'adjoindre encore M. Louis Ruchonnet, chef du parti radical suisse (devant lequel M. Welti, conservateur s'effaça généreusement), désirait mettre fin. Il invita le gouvernement tessinois à lui envoyer une délégation. Celui qui fut choisi, M. le conseiller d'Etat Martin Pedrazzini, proposa alors (1883) officiellement

de demander au Souverain Pontife le transfert de Mgr Lachat de Bâle à Lugano. C'était une solution provisoire, destinée à résoudre du même coup deux questions. Les négociations se poursuivirent dès lors avec Mgr Ferrata, représentant du Saint-Siège (le futur secrétaire d'Etat de Benoît XV), et aboutirent à la convention, dite de Bellinzone, de 1884. Le Tessin était définitivement détaché de Côme et de Milan ; la juridiction ecclésiastique pourrait s'exercer avec la liberté la plus complète ; les tracasseries des 30 années précédentes étaient autrement dit abolies. Mgr Lachat fut nommé administrateur apostolique du Tessin. Il entra en charge en 1885, mais mourut déjà l'année suivante (de telle sorte que c'est son successeur, Mgr Vincenzo Molo, qui a été le véritable organisateur du diocèse de Lugano).

Aux yeux de quelques-uns, la vacance allait entraîner la suppression de la convention passée deux ans auparavant. Le Conseil fédéral lui-même reprit la thèse du rattachement du Tessin à Bâle ; on ne nommerait, autrement dit, plus d'administrateur apostolique. Mais Mgr Ferrata, alors nonce à Bruxelles, réussit, malgré l'opposition de Carteret au conseil national, à faire triompher une solution intermédiaire, celle qui fait l'objet de la convention de 1888, encore actuellement en vigueur : le Tessin forme un vrai diocèse, ayant à sa tête un évêque portant le titre d'administrateur apostolique, nommé par Rome, d'entente avec l'évêque de Bâle, au diocèse duquel le Tessin est nominalement rattaché à égalité de droits (*aeque principaliter*). Si l'évêque de Bâle est en même temps évêque de Lugano, il l'est à titre nominal ; il n'a aucune juridiction à y exercer, pas même un droit de regard ou de contrôle. Il n'y a pas de *diocèse de Bâle et Lugano*, mais l'évêque de Bâle porte le *titre* d'évêque de Lugano. La cathédrale de cette ville a exactement les mêmes prérogatives que toutes les cathédrales. Malgré son nom d'administrateur apostolique, l'évêque résidant à Lugano, bien qu'il n'en porte pas le titre, est bien l'évêque du Tessin, le chef d'un diocèse véritable et autonome « et non pas d'une simple administration apostolique, comme on le croit trop souvent » (p. 97).

Mgr Trezzini a consulté non seulement les mémoires de M. Ruchonnet et de Mgr Ferrata ; il a compulsé les *Abschiede*, les procès-verbaux des Chambres fédérales, les journaux, les actes et les procès-verbaux du Grand conseil tessinois ; et il a pu utiliser en outre les précieux dossiers laissés par M. Pedrazzini. Il fallait pour exposer aussi clairement et, ajoutons-le, aussi fermement ce problème peu ou mal connu, quelqu'un qui fût non seulement au courant des questions tessinoises, mais en plus un juriste et un historien. On savait que l'auteur était à la fois l'un et l'autre. Il en a donné une nouvelle preuve dans cette étude, nouvelle à tant d'égards, où l'on sent tout le long l'intrépide défenseur des droits de l'Eglise ainsi que des légitimes revendications des catholiques de son canton.

Louis Wæber.

Jean-Pierre Cottier : L'abbaye royale de Romainmôtier et le droit de sa Terre, du Ve au XIIIe siècle. Lausanne, librairie Rouge. 1948. 201 pages.

C'est à une étude d'histoire du droit que s'est livré M. Cottier, suivant en cela une suggestion que lui avait faite M. Charles Gilliard.

Il admet, quant aux origines de Romainmôtier, les conclusions de Mgr Besson : Le premier monastère fut vraisemblablement détruit par les Alamans en 610/11. Sous le roi Dagobert on assiste à sa résurrection, ou plutôt à une seconde fondation, celle-là colombanienne (tandis que la règle bénédictine ne fut pas inconnue à Romainmôtier durant la première période). Sous les Carolingiens, il n'est plus question de notre couvent qui, sécularisé, devient, pour des motifs que nous ignorons, une abbaye royale. Il ressuscite une 2e fois sous Adélaïde, fille de Rodolphe II. En 888, celle-ci s'était fait donner par son frère cette maison, qui n'avait plus de moines ; puis, par testament, en 928, au lieu de la passer à ses héritiers, elle l'attribua, pour la faire renaître, à Cluny. Plus exactement, parce que les moines ne peuvent pas posséder, elle la remet au Siège apostolique. Au milieu du Xe siècle, faute de documents, un mystère plane sur notre monastère. « Il semble qu'à cette époque, Romainmôtier n'était plus habité par les moines de Cluny, mais qu'il avait été transformé en une collégiale de chanoines et de prêtres » (p. 57 et 89). On pourrait être tenté d'attribuer cette sécularisation à Conrad Ier ; mais elle remonte plus vraisemblablement à son père Rodolphe II, qui entreprit de nombreuses expéditions guerrières en Italie et qui, peu scrupuleux, en assura le financement aux dépens des grosses fortunes. Puis, entre 966 et 981, le roi Conrad et la reine Mathilde rendirent les biens usurpés et confièrent le monastère à l'abbé Maïeul, pour le rétablir dans son statut primitif.

C'est dans ce cadre historique, précisé au fur et à mesure qu'il avance dans son étude, que M. Cottier a placé ce qui en fait l'objet particulier. Il nous présente, en précisant le rôle joué par chacun d'eux, les divers personnages qui avaient une fonction à remplir au monastère. Il parle des droits seigneuriaux de celui-ci, autrement dit des redevances de toute espèce qui lui étaient dues. Il examine les divers systèmes juridiques dont Romainmôtier a bénéficié : immunité pontificale au VIIIe siècle, propriété romaine au Xe, protection du roi puis de l'empereur et ensuite du comte de Bourgogne qui les représentait. Puis, aux Xe et XIe siècles, dès la disparition du pouvoir central et comme conséquence du régime féodal, l'abbaye, « bénéficiaire de biens juridiques assurant son indépendance et grande propriétaire terrienne, se transforme en une puissance temporelle exerçant son autorité dans un district appelé Terre ou Pôté » (p. 8). Elle est aux prises « avec les seigneurs locaux, dynastes bienveillants ou querelleurs » (p. 87). Enfin, au XIIe siècle, l'apparition du mouvement communal dans le Pays de Vaud aboutit à donner la première place aux plaids généraux d'Apples et de Romainmôtier, continuation en même temps que transformation des anciennes assemblées publiques rurales. L'auteur s'arrête là, soit au moment où la Maison de Savoie s'établit dans la contrée et y instaure le régime féodal dans sa plénitude.

Il faut être reconnaissant à M. Cottier d'avoir abordé clairement certains problèmes rencontrés au cours de son travail et que les historiens, d'ordinaire, se bornent à mentionner mais sans prendre la peine de les définir ou d'en expliquer l'origine.

Nous avons goûté particulièrement, du point de vue de l'histoire, les pages consacrées à la hiérarchie clunisienne. On répète souvent que le titre d'abbé était réservé exclusivement au chef de la maison-mère de Cluny et, par le fait même, au supérieur de la confédération des monastères clunisiens. En réalité, « la centralisation à caractère féodal qui s'opéra au sein de l'ordre de Cluny était inévitable, en raison même du développement rapide de celui-ci. La règle de saint Benoît de Nursie, amendée par saint Benoît d'Aniane, fut encore complétée par des coutumes, qui firent l'objet de rédactions diverses. Elles constituèrent l'*ordo cluniensis*, qui est, à proprement parler, l'observance clunisienne » (p. 122). Celle-ci comprenait, au début du XIIe siècle, tout d'abord une vingtaine d'anciennes abbayes impériales, dépendant directement du Saint-Siège ; le rôle de l'abbé de Cluny se bornait à les visiter. Chacune d'elles groupait sous son autorité d'autres abbayes, prieurés et doyennés. Puis venaient les 5 établissements portant le nom de filles de Cluny, dirigées par des abbés désignés par celui de la maison-mère, qui y exerçait un droit complet de juridiction. Enfin il y avait les prieurés, qui se sont rapidement multipliés et dont le chef était un prieur amovible, nommé par Cluny. Romainmôtier fut considéré d'abord comme un monastère de la 1re catégorie. Sa particularité était son union personnelle avec la maison-mère, dont l'abbé — Maïeul puis Odilon — devint, par le fait même, ainsi que l'avait voulu Adélaïde, l'abbé de Romainmôtier. Puis, sous Hugues, le mouvement clunisien prend une telle extension — il groupe plus de 200 maisons — qu'une centralisation nécessairement se dessine, tendant à hiérarchiser sous le suzerain qu'est devenu l'abbé de Cluny, toutes les maisons unies par la même observance, selon le modèle donné par la société féodale, où le régime de la vassalité se substitue au système impérial. Romainmôtier est ramené alors à la 3e catégorie, avec à sa tête un prieur, chargé des affaires aussi bien temporelles que spirituelles du couvent ; mais c'est dire que celui-ci a perdu la place prépondérante qu'il occupait à l'origine. L'extension de l'ordre rendit nécessaire sa division en provinces, ayant chacune à sa tête « un camérier, qui tenait lieu d'enquêteur, de représentant et d'agent d'exécution » (p. 123). Ne pouvant plus, d'autre part, exercer en personne son droit de visite, l'abbé de Cluny nomma, pour le remplacer dans cette tâche, des visiteurs de province.

Intéressantes et neuves sont les pages (149-56) consacrées au servage.

Très fouillé est le chapitre (p. 95-99) dans lequel l'auteur explique le rôle joué en Suisse romande par les Zæhringen. Appuyés qu'ils étaient tout d'abord par l'empereur Lothaire, qui les nomma recteurs de Bourgogne, c'est-à-dire de l'ancien royaume des Rodolphiens, leur situation changea du tout au tout le jour où le nouvel empereur, Frédéric Barberousse, ayant épousé la fille et héritière de Renaud III de Bourgogne, prit désormais à son compte ces terres revendiquées par les Zæhringen. Ceux-ci reçurent en compensation l'avouerie impériale des évêchés de Lausanne, de Genève et

de Sion. Ils ne l'exercèrent que dans le diocèse de Lausanne, où ils achetèrent en outre l'avouerie épiscopale ; mais, à la mort de Berthold V (1218), s'éteignit cette maison « qui joua un rôle aussi notoire que fulgurant dans notre pays » (p. 95).

Il s'est glissé dans le travail de M. Cottier l'un ou l'autre *lapsus*, d'ailleurs faciles à corriger. Nous eussions aimé le voir expliquer en deux mots le sens de certaines expressions relatives aux institutions juridiques, dont seuls les spécialistes de l'histoire du droit connaissent la signification précise. L'ordre des chapitres, abordant — non sans parfois un retour en arrière ou au contraire une anticipation — tantôt un point d'histoire et tantôt un problème de droit, déroute un peu, du moins à la première lecture. L'auteur s'en tient exclusivement aux sources imprimées ; il aurait consulté avec intérêt le mémoire qui se trouve aux archives d'Etat de Turin, dont un fragment a été publié dans *Mémoires et Documents*, en appendice du cartulaire de Romainmôtier. M. Cottier est très au courant de tout ce qui a été écrit sur l'histoire des institutions juridiques en France et spécialement en Bourgogne, ce qui lui a permis de situer son sujet dans son cadre géographique et historique. Il a pu ainsi dégager les influences subies à Romainmôtier, mais souligner aussi les particularités — quelques-unes d'autant plus intéressantes qu'elles sont presque uniques — que présentait ce monastère, le plus ancien qui ait été fondé en terre romande. *Louis Wæber.*

P. Vincentius Stebler : Der benediktinische Weg zur Beschauung. — Verlag Otto Walter AG. Olten 1947.

Es ist ein Erbauungsbuch im besten Sinne des Wortes, das viel beitragen kann zur Auferbauung des christlichen Tugendgebäudes, und nicht nur dem viel zu sagen weiß, der im Kloster nach der Regel des hl. Benedikt sein Leben zu gestalten sucht, sondern auch dem Christen in der Welt wertvolle Gedanken gibt.

Der V. verfügt über schön gewählte Ausdrucksformen, die dem Ganzen wohl angepaßt sind und der Darstellung gleichsam eine Weihe geben.

Das Buch muß aber auch wissenschaftlich gewertet werden, denn es erschien als Dissertation der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. d. Schweiz, und zwar unter dem Titel « Die Regel des hl. Benedikt als Norm beschaulichen Lebens ».

Der V. bewertet seine Arbeit mit den Worten : « Sie will ... nicht mehr sein, als ein ganz bescheidener Versuch, die heilige Regel in einer systematischen Synthese zu behandeln, nämlich in ihrer konsequenten Hinordnung zur Beschauung, um in dieser Ausrichtung zugleich ihren kontemplativen Charakter nachzuweisen » (S. 1) ... « Diese Abhandlung bleibt ... bewußt und absichtlich bei der heiligen Regel selber stehen, sucht aber durch das Studium ihrer Hauptquellen zu einem tieferen Verständnis vorzudringen » (S. 2). Die Arbeit ist mehr als « ein ganz bescheidener Versuch », ja sie darf ruhig eingereiht werden unter die gediegenen Erklärungen zur heiligen Regel, die Beachtung verdienen. Aber was ich vermisse ? Der V. hätte die Hauptquellen kurz vorstellen müssen. Manche wertvolle und leicht zugäng-

liche Arbeit scheint er übergangen zu haben, wie z.B. die Artikel im Dictionnaire de Spiritualité, fasc. V (1935) 1371-1409 : Benoît (Saint) ; fasc. VII (1937) 214-240 und fasc. VIII (1938) 241-276 : Cassien. Diese Arbeiten hätten noch da und dort gute Fingerzeige geben können. Sie bieten sehr gute Übersichten über das Leben, über die Quellen und über den Lehrgehalt. Nicht umsonst heißt es dort (a. a. O.) : « Saint Benoît naquit vers 480' non à Nursie comme on ne cesse de le répéter, mais dans la *province* de Nursie. » Vgl. dagegen, was der V. auf S. 161 bemerkt. Uns Söhnen des hl. Benedikt klingt ja die Antiphon so vertraut : « Nursiae provincia exortus. »

Die eine oder andere Frage hätte der Vertiefung bedurft. Doch das setzt mühsame Sonderstudien voraus. Inzwischen ist uns auf das Benediktus-Jubiläum eine Reihe von guten Arbeiten geschenkt worden, so vor allem in den Studia Anselmiana, fasc. XVIII-XIX, Romae 1947. Zwei Aufsätze vertiefen und ergänzen die hier besprochene Arbeit. So zu S. 85 ff. die Abhandlung von M. THIEL, Der Ordnungsgedanke in der Regel des hl. Benedikt, S. 85-125 und zu S. 136 ff. ; die Untersuchung von P. GERARDUS BÉKÉS, Pura oratio apud Clementem Alexandrinum, S. 156-172. Hier wird auch Stellung genommen zum Begriff « pura oratio » bei Kassian und beim hl. Benedikt. Beide Verfasser heben in ihren Arbeiten die wesentlichen Punkte viel kräftiger hervor als P. Vincentius Stebler. Wenn ihm aber Gelegenheit geboten ist, sich weiter und tiefer in sein Thema einzuarbeiten, dann darf man von ihm noch viel Wertvolles zum besseren Verständnis der Regel des hl. Benedikt erwarten. P. *Kolumban Spahr* S. O. Cist.

Dr. Theodor Kardinal Innitzer : Leidens- und Verklärungsgeschichte Jesu Christi. — Vierte, verbesserte Auflage. Wien, Herder. XV-448 Seiten.

Für die Beliebtheit dieses Kommentars spricht, daß bereits die vierte Auflage des umfangreichen Buches vorliegt. Es behandelt ja auch einen Gegenstand, der nicht bloß den Theologen, sondern überhaupt jeden gläubigen Christen besonders anspricht. Der Verfasser schildert die Einzelheiten der evangelischen Berichte auf Grund sämtlicher Bearbeitungen der Exegeten der christlichen Konfessionen, gelegentlich mit Zuziehung der jüdischen Nachrichten, geht auf die zahlreichen Kontroversfragen ein, die an Hand ihrer Vertreter besprochen und entschieden werden. Die Trost- und Abschiedsreden, sowie das Hohepriesterliche Gebet des Herrn werden nicht behandelt, sie sind vom Verfasser in dessen Kommentar zum Johannesevangelium ausführlich erklärt. Direkt erbauliche Anwendungen sind nicht hinzugefügt, es soll nur der Literalsinn und der historische Verlauf erklärt werden, woraus sich dann von selbst moralische Erwägungen ergeben. Es wird also das geboten, was man von einer katholischen Exegese, die dem Leben dienen will, erwartet. So wird das Buch, wie der hochwürdigste Verfasser im Vorwort erhofft, nicht nur als Handbuch für die Theologen dienen, was er zunächst im Auge hatte, sondern auch von gebildeten Laien mit Nutzen für ihre religiöse Fortbildung und Vertiefung gelesen werden können, somit für die katholische Bibelbewegung sehr dienlich sein.

Freiburg. *Gabriel M. Löhr* O. P.